

Petrus

Ein neutestamentliches Lebensbild

Predigten

gehalten von

Hans Dannenbaum

Berlin
Hochweg Verlag, 1929

Inhaltsverzeichnis

Seite

1. Teil: Da du jünger warst, gürtetest du dich selbst.

1.	<i>Das Morgenrot des Glaubens (Lukas 5,1 – 11)</i>	3
2.	<i>In der Hochschule des größten Pädagogen (Mk. 1,35f.; Mt. 15,12f.; 19,27f))</i>	11
3.	<i>Charakterbildung im Strom der Wellen (Matthäus 14,22 – 33)</i>	18
4.	<i>Zwischen Himmel und Hölle (Matthäus 16,13 – 23)</i>	23
5.	<i>Die Katastrophe (Matthäus 26,30 – 35)</i>	30

2. Teil: Ein anderer wird dich gürteten und führen, wohin du nicht willst.

6.	<i>Ein neuer Morgen (Johannes 21,15 – 19)</i>	37
7.	<i>Auf der Höhe seines Lebens ein Zeuge Jesu (Apostelgeschichte 2 + 3)</i>	43
8.	<i>Der geführte Führer (Apostelgeschichte 10)</i>	49
9.	<i>Das Vermächtnis des reifen Glaubens (1. Petrusbrief)</i>	56
	N achwort	63

1. Teil

Da du jünger warst, gürtetest du dich selbst.

I.

Das Morgenrot des Glaubens.

Lukas 5,1 – 11

*Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschöpften Lichte,
Schick uns diese Morgenzeit
Deine Strahlen zu Gesichte
Und vertreib durch deine Macht
Unsre Nacht*

Von allen Büchern, die heute gekauft und gelesen werden, erfreuen sich der größten Gunst der Leser die sogenannten Biographien, die Lebensbeschreibungen großer Menschen. Früher las man gern Romane, das ist heute ein wenig aus der Mode gekommen. Vielleicht mit Recht. Romane haben erdichtete Figuren, Gestalten der Phantasie, Ausgeburten des Dichterhirns. Heute aber im Zeitalter nüchterner Sachlichkeit wollen wir statt erdichteter Marionetten lieber lebenswahre Menschenschicksale vor unseren Augen vorüberziehen lassen.

Es ist in jedem Falle etwas Großes und Herrliches, die Lebensgeschichte eines Menschen zu studieren, wer immer er sei. Das geheimnisvolle Verwobensein von Schuld und Schicksal, von Gnade und Fleiß bewegt uns jedes mal in der Tiefe des Herzens. Besondere Befruchtung und Bereicherung erfährt unser eigenstes Glaubensleben dann, wenn wir Lebensbeschreibungen großer Gottesmenschen studieren.

Am aller tiefsten wirkt eine sogenannte Autobiographie, in der ein Mensch sein eigenes Leben beschreibt. Wo das mit Zartheit und ohne jeden Anflug von Eitelkeit und Selbstbespiegelung geschieht, wo solch ein Schreiber den verschlungenen Wegen seines eigenen Wirkens und den köstlichen Pfaden der göttlichen Einwirkungen nachspürt, schaut man am tiefsten hinein in die Wirklichkeit der seelischen Entwicklung eines Menschen.

Aus der Geschichte des Reiches Gottes dürfte zu erinnern sein an die Bekenntnisse Augustins, des ersten Mannes in der Geschichte der Menschheit, der in solcher Tiefe und

Unerbittlichkeit seine eigene innerste Entwicklung zergliederte. Nicht minder bereichernd sind die Tagebuchblätter Johann Heinrich Wicherns, des Begründers der Inneren Mission. In wundervoller Innigkeit, aber zugleich in geistgeborener Nüchternheit beschreibt er in Form eines langjährigen Tagebuchs die Entwicklung seines Glaubens.

Aber grad' wenn man so hineingeschaut hat in die Führungen und Leistungen großer Männer der Kirchengeschichte, in diese mannigfache Verästelung ihres Glaubens- und Seelenlebens, dann wird man hungrig nach der Lebensbeschreibung der Männer, die durch das Alte und Neue Testament hindurchwandern, auf deren Leben und Lehre wir unser ganzes Glaubensleben aufbauen. Sind wir doch aufbaut auf dem Grunde der Apostel und Propheten.

Schlägt man dann die Bibel auf, um von ihr Antwort zu erhalten auf diese Fragen, so ist man zunächst sehr enttäuscht, denn die Bibel ist sehr sparsam mit biographischen Notizen, sehr zurückhaltend mit so etwas wie Tagebuchblättern. Dies merkwürdige Buch, von dem die Leute sagen, dass es veraltet und unmodern sei, ist in diesem wie in jedem anderen Punkt außerordentlich modern und zeitgemäß. Unbeirrbares Sachlichkeit ist ihr Hauptkennzeichen. Die Männer, die an und in ihr geschrieben haben, haben ein verschwindend geringes Interesse an den einzelnen Abschnitten ihrer eigenen seelischen Entwicklung. Sie lassen ihr ganzes Herz aufglühen für die große Sache Gottes, um die es ihnen geht. Und da sind die Blutstropfen der einzelnen Menschen, die sich für diese Sache dahingeopfert haben, mehr oder weniger nebensächlich, um nicht zu sagen, gleichgültig gegenüber der herrlichen Erhabenheit des göttlichen Sieges, den sie mit ihrem Blute haben erringen helfen. Nur ganz gelegentlich, gleichsam blitzartig, fällt doch auch auf das innere Leben und Zittern der Gottesmänner aus der Bibel noch ein kleines und doch so helles Licht. An einigen Stellen öffnet die Bibel gleichsam die Türen zu dem Geheimkabinett des Heiligtums Gott hingegebener Menschen.

Sie gewährt uns seinen Blick in die schauervolle Not eines verzweifelnden Propheten, und es ergreift uns tief, den Elias kennenzulernen, wie er sein sonst so tapferes Haupt so müde und matt zwischen die Knie beugt und in das Rauschen des Wachholderbaumes seine Hoffnungslosigkeit hineinseufzt. Sie lässt uns an die Seele greifen das heiße Ringen des Propheten Jeremias, dieses zartesten unter den Gottesmännern des alten Bundes, dem Gott in unerforschlichem Ratschluss gerade solch unerbittliche Botschaft aufgetragen hatte, dem Volk den Untergang zu künden. An ganz wenigen Stellen sehen wir auch bei Paulus hinein in die Geheimfächer seines Innenlebens, dadurch, dass er seine Bekehrungsgeschichte zu mehreren Malen erzählt.

Im übrigen ist das Anliegen der Evangelisten nicht die Charakterentwicklung der Jünger, überhaupt nicht die Schilderung der Menschen, am allerwenigsten ihrer eigenen Person. Sie haben kein Interesse an sich, sondern an Ihm. Ihr Anliegen heißt nicht „ich“, sondern „Er“. „Wir sahen Seine Herrlichkeit.“ Und nur Zeugen Seiner Herrlichkeit wollen sie sein. Auch die Apostel und Briefschreiber des neuen Bundes kennen nur eine Aufgabe, das Reich Gottes, die Gemeinde Jesu zu bauen. Darum sagen sie nicht „ich“, sondern „ihr.“ Darum sind ihre Briefe voll von Mahnungen, Lockungen, Warnungen und Aufmunterungen. Bei der Berichterstattung der Evangelisten geht es um die Herrlichkeit der Person Jesu, beim Schriftdienst der Apostel um die Herrlichkeit der Gemeinde Jesu. Person und Werk des Herrn stehen im Brennpunkt der biblischen Darstellung.

Dennoch können wir das starke innere Bedürfnis nicht mundtot machen, das aus uns heraus ruft und das Werden und Wachsen der apostolischen Männer kennenlernen möchte. Es ist nicht unwürdige Neugier, die gern einmal hinter die Kulissen schaute. Es ist

auch nicht bloße Wissbegier, die, wie für alles, so auch für das Wachstum der Gottesmänner des Neuen Testaments sich interessiert, sondern es ist wirklicher Hunger nach Erkenntnis. Denn wir spüren, dass die Erkenntnis des Wachstums neutestamentlicher Menschen dem Wachstum unseres eigenen Lebens dienlich ist. Wir werden zwar nie heranreichen an das, was sie in ihrer Einzigartigkeit gewesen sind. Das Maß der Gnade Gottes, das ihnen und uns zuteil wurde, ist ja auch ganz verschieden; aber es ist doch bei beiden Gnade. Er ist der gleiche Gott und wir im Grunde allzumal gleiche Menschen.

Um das Lebensbild des Petrus zeichnet: zu können, müssen wir die Farben von mancherlei Paletten holen. Die Schrift bietet uns keine fortlaufende Biographie. Sie ist wie ein Bergwerk, in dem man nachgraben muss, um hier und dort die Mosaiksteine zu solchem Bilde herauszubringen. Wir müssen schon vorn und hinten in der Bibel blättern, suchen und zusammensetzen, um ein vollständiges Bild des Petrus zu erhalten.

Während des Krieges war ein junger deutscher Professor und Altertumsforscher in Mazedonien tätig, um Ausgrabungen zu leiten. Es war eindrucksvoll, zu sehen, wie viel Schweiß es die Wissenschaft kosten lässt, um etliche Steine vergangener Kulturen ans Licht des Tages zu befördern. Es handelte sich um einen griechischen Tempel aus dem 3. oder 4. Jahrhundert vor Christus. Der war zerstört und durch Erdbeben verschüttet, die Zeit hatte den Staub darauf gelegt und Gras darüber wachsen lassen. Auf die Grundmauern dieses verwitterten griechischen Tempels, teilweise mit denselben Steinen, wurde um das 6. Jahrhundert nach Christi Geburt eine christliche Basilika gebaut. Auch sie wurde von den Stürmen der Zeit in Staub und Asche gelegt. Später wurde dann, wiederum auf den Trümmern dieser christlichen Kirche, eine mohammedanische Moschee errichtet. Und nun grub der junge Professor in dieser Steinwüste von Trümmern griechischer, christlicher und mohammedanischer Kultur nach den Steinen, um zusammenzustellen, was zusammen gehörte. Mehr als einmal hörte ich ihn sagen: „Es ist erstaunlich, mit welcher unbekümmerten Kühnheit die Christen zum Bau ihres christlichen Gotteshauses die Steine des griechischen Tempels benutzt haben.“ Er versuchte nun aus dem Trümmerhaufen der christlichen Basilika die Formen der griechischen Säulen, die Ornamente und Kapitelle antiker Kultur herauszuholen.

Mit derselben Unbekümmertheit, mit der die Christen des 6. Jahrhunderts diese griechischen Steine und Ornamente in ihre Basilika eingebaut haben, wahrlich nicht um griechische Ornamente achtsam zu bewahren, sondern einfach, um vorhandenes Material zur Herrlichkeit ihrer Kirche zu benutzen, haben auch die Evangelisten die einzelnen Bausteine aus dem Leben der Apostel und Propheten mehr oder weniger wahllos herausgegriffen und hineingebaut in die Berichterstattung des Neuen Testaments, und wir müssen nun versuchen, die einzelnen Steine herauszusuchen und zusammensetzen zu dem Mosaikbild eines Petrus.

Wie aus einem Genezarethfischer, einem einfachen Mann aus Galiläa, ein Menschenfischer, ein Apostel Jesu Christi wurde, ein Fürst des Reiches Gottes, das soll auf den kommenden Seiten dargestellt werden. Von den ersten Tagen sprühender Begeisterung für den Nazarener bis zu den letzten Tagen, die durch die Nüchternheit des Heiligen Geistes gekennzeichnet werden, führt der Weg. Zunächst bricht das Morgenrot des Glaubens herein und kündigt den Tag voll Schönheit und Erfahrung für Geist, Seele und Leib an.

Petrus ist nicht unvermittelt aus einem Fischer zu einem Apostel geworden. Es ging bei ihm vom Suchen und Fragen zum Wägen und Wagen, über das Zittern und Zagen zum getrosteten Ja-sagen.

1. Vom Suchen und Fragen.

Jedes Glaubensleben hat seine verborgenen Anfänge. Auch die Geschichte des 5. Kapitels des Lukas-Evangeliums hat ihre Vorgeschichte. Ehe das Glaubensleben so ins Licht der Erscheinung tritt, dass man es sehen und greifen kann, hat sich eine Vorgeschichte abgespielt, deren Anfänge im Verborgenen liegen. „Der Geist weht, wo er will, du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt.“ Das Samenkorn ruht lange in der Erde, ehe es keimt oder gar Frucht bringt. Es ist nichts von ungefähr im Leben eines Gottesmenschen. Nichts geschieht unvermittelt, sondern alles entwickelt sich organisch.

Mag mancher den Tag seiner Bekehrung angeben können, so soll er doch wissen, dass mit diesem Tage sein Glaubensleben nicht beginnt. Längst vorher, „du weißt nicht, von wannen er kommt,“ fing in den verborgenen Tiefen unseres inneren Menschen etwas an. Jesus sagt: Niemand kommt zu Mir, es sei denn, dass der Vater ihn zieht. Und so hat denn auch lange vorher, ehe Jesus dem Petrus zum ersten Male begegnet, und ehe Petrus sich dem Herrn zur Verfügung stellt, der Zug des Vaters zum Sohne an Petrus gearbeitet. Ein Suchen und Fragen ist durch das Herz des jungen Fischers gegangen, ehe er von Jesus wusste. Wir finden ihn vor dem Auftreten Jesu in der unmittelbaren Nähe des Johannes des Täufers, des Vorläufers Jesu. Und in der Nähe dieses gewaltigen Propheten finden wir gewiss nicht die Oberflächlichen und Seichten, die Satten und Zufriedenen, die auf alles Antwort wissen, sondern Menschen, deren Seele durchzittert wird von dem Suchen und Fragen nach ewigen Dingen.

Einer der beiden Jünger, der dabeistand, als Johannes der Täufer auf den vorübergehenden Jesus zeigte: „Siehe, das ist Gottes Lamm,“ und der sich dann von Johannes dem Täufer trennte und hinter Jesus herging, um Ihn zu fragen: „Meister, wo bist Du zur Herberge?“ war Andreas, der Bruder des Petrus. Er eilte dann zu seinem Bruder: „Wir haben den Messias gefunden!“ Gefunden! Ein Zeichen, dass ein Suchen und Fragen längst durch ihre Seele ging, ehe sie ihn fanden.

Auf das Ziehen des Vaters zum Sohne folgt dann das lockende Werben Jesu selber. Ehe dieser reiche Fischzug aus dem 5. Kapitel geschenkt wurde, hat Jesus zuvor schon Auge in Auge dem Petrus gesagt: Du sollst mein Jünger werden, du heißt zwar Simon, und in deinen Adern rollt das Blut deiner Väter und das ist stürmisch und heiß. Aber du sollst Kephas heißen. Ich will aus dir einen Felsen machen; der du aus Wachs bist, du sollst zu Eisen werden. Das ist nicht deine Veranlagung; dein natürliches Temperament ist alles andere, nur nicht felsenhafte. Du bist ein Feuerkopf, aber du sollst ein Felsen werden. Es gehört mit hinein in die verborgenen Anfänge des Glaubenslebens, dass der Herr seinem künftigen Jünger schon in den ersten Tagen das letzte Ziel vor Augen rückt, dem er entgegenreifen wird.

Dem Zug des Vaters und dem werbenden Locken des Sohnes folgt das Treiben des Geistes. Obwohl die Brüder jubeln konnten, wir haben den Messias gefunden, haben sie doch in der Nacht darauf nach wie vor ihr Fischerhandwerk getrieben. Obwohl aus Jesu Munde dem Petrus gesagt wurde, folge Mir nach, du sollst ein Felsen werden, hat er nach wie vor die Netze gewaschen und die Boote in den See gestoßen. Aber der Geist hat ihn umgetrieben, das Suchen und Fragen war nicht zu Ende. Im Gegenteil, aus den sonst gesprächigen Fischersleuten waren nachdenkliche Männer geworden. Sie hatten noch kein Ja zu Jesu, aber auch nicht mehr ein glattes Nein. Es wogte auf und ab in ihrem Innern. Es gab gewiss unruhige Tage und schlaflose Nächte. Luther hat schon recht, wenn er sagt: „Das Evangelium macht Rumor, wohin es kommt.“ Wir kämen über dem vielen Für

und Wider nie zum Ziel; aber Jesus hört nicht auf, die Suchenden zu suchen, die Fragenden zu fragen. Er geht dem einzelnen nach.

Petrus wird oft den Kopf geschüttelt haben. Was will dieser Jesus gerade mit mir? Warum sagt Er mir auf den Kopf zu, ich soll Ihm nachfolgen? Wie kommt Er dazu, nach der Predigt just in mein Haus zu gehen? Er macht meine Schwiegermutter gesund, jetzt kommt Er ausgerechnet zu mir und bittet um mein Boot. So sucht und fragt es in ihm drin. Das sind die verborgenen Anfänge des Glaubens. Warum das so? Weil Jesus das so will!

Jesus will nicht Leute, die Hals über Kopf in Seine Nachfolge treten. Er will nicht, dass jemand blindlings und unüberlegt alle Brücken abbricht. Wer im Rausch der Begeisterung zu Ihm kommt, wird zurückgewiesen. Unbrauchbar, ungeschickt für das Reich Gottes! „Des Menschen Sohn hat nicht, da Er Sein Haupt hinlegt.“ „Wer Mein Jünger sein will, verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich.“ Das ist nichts für Strohfeuerleute, für unnüchterne Schwärmer, für bloß Begeisterte. Jesus will solche, die es sich ganz gründlich überlegten, ob sie es auch haben, hinauszuführen.

2. Vom Wägen und Wagen.

Aus diesem Suchen und Fragen wird aber doch allmählich ein Wägen und Wagen. Aus den verborgenen Anfängen des Glaubens wird das erste Offenbarwerden des erwachten Glaubens.

Die äußeren Umrisse unseres Abschnittes, der Rahmen unseres Kapitels: der Sturm der ersten Begeisterung für Jesus braust durchs Land. Tausende von Menschen kommen aus Städten und Dörfern zusammen. Aller Augen sind auf Ihn gerichtet, denn Er redet gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. Das Volk drängt Ihn, umlagert Ihn. Eine Sturmflut der Begeisterung hat das Volk ergriffen. Aber leider ist es eine Erfahrung: Wasser, die so schnell steigen, verlaufen sich auch schnell. Am lodernsten schlägt die Flamme des Strohfeuers empor. Tausende, die heute Ihn umdrängen, greifen morgen schon zu den Steinen. Tausende, die gestern Hosianna sangen, sind morgen bereit: Kreuzige Ihn! zu schreien. Dennoch dient Jesus den Abertausenden, verschwendet Seine Liebe an Sein Volk. Aber Er sucht den einzelnen. Er hält Seine Ansprache vor den vielen, die Ihn umdrängen, aber Sein Wort gilt im Grunde genommen nur dem einen, der zu Seinen Füßen sitzt, und den Er nach beendeter Ansprache auffordert: „Fahre auf die Höhe, dass ihr dort einen Zug tut!“

So ist es Jesu Art. Seine Verkündigung gilt überall den Hunderttausenden. Wo immer nur Menschen sich um Gottes Wort sammeln in Kirchen und Kathedralen, in Vereinshäusern oder schlichten Stuben, da wendet sich Jesus an alle, und doch wendet Er sich allemal an jeden einzelnen. Unter der Kanzel sitzen viele, und doch weiß keiner von seinem Nebenmenschen, ob nicht am Ende Jesus heute gerade ihm eine besondere Lektion zu sagen hat. Vergessen wir nie, dass Er uns meint, mich und dich, wenn gepredigt wird.

Der Herr bitter den Petrus zunächst um sein Boot, aber sein Herz möchte Er gern haben. Auch wenn wir zur Predigt kommen, sind wir zunächst willig, die flache Muschel des Ohrs dem Prediger zu leihen. Jesus aber will in den tiefen Schacht unserer Seele hinabsteigen. Schon mancher kam ins Gotteshaus, um nur das Ohr hinzuhalten und wurde darüber ins Herz getroffen. Manch einer geht zur Evangelisation, nur um auch einmal zu hören. Man muss doch auch das einmal miterlebt haben. Und plötzlich trifft, wie ein Blitz

aus der Ewigkeit, ihn ein Wort Gottes, und er wird verwundet mit einer heiligen Verwundung, die ihm zum Segen wird.

Wir können uns gut vorstellen, was durch die Seele des Petrus gegangen sein mag, als er zu den Füßen des Meisters saß und Ihn aus seinem eigenen Boote predigen hörte. Bald ja, bald nein heißt es in ihm. Doch ehe er fertig ist mit Überlegen, ist Jesus fertig mit dem Predigen und redet ihn an: „Fahre auf die Höhe!“ Da wird aus dem Wägen das mutige Wagen: „Auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ Und er hisst die Segel und greift das Steuer und fährt hinaus auf die Höhe. Ein kühnes Wagnis des erwachten Glaubens. Solchen Mann kann Jesus brauchen.

Warum hat der Herr dem Petrus wohl befohlen, aufs hohe Meer hinauszufahren? Ich denke um deswillen, damit der kühne, wagende Glaube durch eine lange Stunde geprüft und geläutert werde. Der Glaube sollte seine Probe bestehen. Und auf der Höhe des Meeres, wo sonst nie Fische gefangen werden, gab es einen Fischzug, dass sie ihre Gesellen heranwinken mussten, damit sie kämen und hülften ihnen ziehen. Und beide Boote wurden so voll, dass sie zu sinken drohten. Wer wagt, gewinnt.

3. Zittern und Zagen.

Das Wagnis ist gelungen. Sein Glaube hat Ihn nicht enttäuscht. Was nun? Bricht nicht Lob und Jubel aus der dankerfüllten Seele? Klingt und singt es nicht von Psalmen in den blendenden Mittag hinein? Wie lautet das Echo in der Seele des Petrus, nachdem der Herr so herrlich hineingerufen hatte? Ein merkwürdiges Echo! „Herr, geh' von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch.“ Aus der Kühnheit des Petrus war das Zittern und Zagen eines ängstlichen Gemüts geworden, das entdeckt hat, was bisher verborgen blieb: Schuld und Sünde. Das ist die Feuertaufe des Glaubens, die jeder erleben muss, der in die Nachfolge des Herrn tritt. Das ist das Sperrfeuer des Selbstgerichts, das der lebendige Gott allemal auf einen Menschen fallen lässt, den Er für sich haben will. In dem Scheinwerferkegel dieser blendenden Gottesnähe fühlt man sich entlarvt, durch und durch erkannt. Geblendet und beschämt, gedemütigt und zage weiß man nur noch eins: Herr, wir gehören nicht zusammen, Du der Heilige, ich der Unheilige, Du der Reine, ich der Gemeine. „Gehe hinaus von mir, ich bin ein sündiger Mensch.“ Der kecke, dreiste Wagemut des Glaubens schmilzt im Feuer dieses Selbstgerichts zusammen zur sanften und bescheidenen Demut des Glaubens.

Als der verlorene Sohn sein Leben ruiniert hatte und am Ende seiner Kraft irre geworden war an sich und seiner Umwelt, da schlug er in sich. Im Urtext heißt es noch deutlicher: „Da kam er zu sich.“ Bis dahin hatte er im Rausch gelebt. Er war außer sich gewesen, immer unterwegs, in anderen Regionen schwebend und schwärmend. Und im Nebeldunst dieser phantastischen Lebensführung war er mit Leib und Seele zuschanden geworden. „Da kam er zu sich“ und wusste nur noch eins: „Ich habe gesündigt in den Himmel und vor Dir.“ Aufgewacht aus dem Rausch, erkannte er in erschreckender Nüchternheit seine tatsächliche Lage.

So kommt auch Petrus hier aus dem Rausch der Begeisterung für Jesus zu sich selbst. Aber das ist die köstliche Wendung in diesem Kapitel: in dem Augenblick, da er zu sich kommt und sich als sündigen Menschen erkennt und bekennt, da spricht Jesus zu ihm: „Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen.“

Aus den verborgenen Glaubensanfängen keimt die erste tapfere Glaubenstat. Geläutert in der Feuertaufe der Selbsterkenntnis findet Petrus nun das endgültige, nüchterne und doch selige „Ja“ des Glaubens. Aus dem Suchen und Fragen, dem Wägen und Wagen, dem Zittern und Zagen wird das getroste Jasagen.

4. *Getrostes Jasagen.*

„Von nun an.“ Kennt auch unser Leben solch ein „Von nun an?“ Einstmals so und von nun an anders? Bis dahin ein begeisterter Schwärmer, von nun ein begnadeter Sünder. „Von nun an“, das heißt nicht, dass der von Jesus angenommene Mensch von der Zeit an ein fertiger, vollendeter, tadelloser und sündloser Gerechter sei. Wenn der sechsjährige Bub' in die Schule kommt und am ersten Morgen stolz mit dem Ranzen auf dem Rücken über die Straße zieht, dann versteht er zwar noch nichts vom Lesen und Schreiben und Rechnen, und doch ist er Schüler. Der eingezogene Rekrut kann vom ersten Tag mit Fug und Recht sagen, er sei Soldat. Und doch muss er das Marschieren, das Schießen und den Felddienst erst noch lernen. Er ist etwas, was er sonst nicht war. Von nun an ist auch Petrus etwas, was er bisher nicht war. Er ist noch nicht der Felsen, der er werden soll, noch nicht der Apostel, noch nicht die Säule der Urgemeinde. Er bleibt nach wie vor ein Mensch mit seinen Schwächen, nach wie vor himmelhoch jauchzend zu Tode betrübt. Aber dennoch: „von nun an“ wirst du Menschen fangen. Jeder Mensch muss solch ein „von nun an“ kennen, oder er ist kein wirkliches Glied in der Gemeinde Jesu. Die Zeitspanne von den ersten Glaubensäußerungen bis zum getrosten Jasagen mag für die einzelnen Menschen verschieden sein. Es gibt schnelle Sturzgeburten, und es gibt Geburten, bei denen die Mutter in tagelangen Wehen liegt. Aber endlich muss doch einmal im Innenleben jedes religiösen Menschen der Zeitpunkt kommen, wo es heißt: von nun an wiedergeboren.

Von nun an nicht mehr Genezarethfischer. „Da brachten sie die Boote an Land, verließen alles und folgten Ihm nach.“ Das heiße ich ein getrostes Jasagen zu Jesus. Boote ans Land bringen. Haben auch wir unsere Boote ans Land gebracht? Haben wir uns getrennt von den Dingen, die bis dahin unser Leben erfüllten? Wer ganz zurecht kommen will, kommt nicht umhin, Boote ans Land zu bringen. Wer nicht stehen bleiben will beim geistreichen Suchen und Fragen (suchen und fragen tun die Inder auch!), wer nicht nur in gelegentlich kecker Begeisterung mit einem mehr oder weniger dreisten oder gar unverschämten Wägen und Wagen sich zu einer Glaubenstat hinreißen lassen will, wer wirklich in der Nachfolge Jesu wachsen und reifen will, muss einen Strich machen unter sein bisheriges Leben. Haben wir solchen Strich gemacht? Es kommt keiner um diesen Strich herum. Bis dahin in eigener Kraft, von nun an in Gottes Kraft. Und es ist gut und heilsam für viele von uns, wenn wir den Strich sehr dick machen, dass er uns deutlich alle Zeit erinnert an das, was gewesen ist und was nun nicht mehr sein darf. Für manche unter uns ist es unerlässlich, die Brücken nach rückwärts so gründlich wie möglich abubrechen.

Ich hatte ein Gespräch mit einem innerlich sehr feinen Menschen, der gern zu Jesus kommen wollte, aber aus der Verflochtenheit in das gesellschaftliche Leben sich nicht zu lösen vermochte. Dem sagte ich auf den Kopf zu: „Wenn Sie die Brücken nicht abbrechen, wird nie etwas aus Ihnen. Es kann sein, dass Gott Ihnen das alles später einmal zurückschenkt: Musik, Literatur, Philosophie u.s.w., aber zunächst müssen die Brücken abgebrochen werden, muss ein dicker Strich gezogen sein.“ – Mehr als einer, der sich aus der bisherigen Sphäre seiner blassen vermeintlichen Wissenschaft zu Jesus bekehrte, hat

große Teile seiner Bibliothek verkauft, um auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, dass er sich löste von einer Vergangenheit, die vor den Augen Jesu nicht bestehen kann.

Boote ans Land zu bringen, haben viele Menschen kein Vertrauen und keinen Mut. Sie wagen es nicht recht. Sie haben lieber den Spatzen in der Hand als die Taube auf dem Dache, lieber die scheinbar sichereren menschlichen Erfolge ihrer Genezarethfischerei als die gottgegebenen Verheißungen des Dienstes in der Nachfolge Jesu. Ein Leben mit Jesus zu führen, ohne Notlüge, ohne Schwindelei, in Aufrichtigkeit und Wahrheit, erscheint den meisten Menschen als eine riskante Sache. Sie können es ihrem Gott nicht zutrauen, dass ihr Leben gesegneter werde denn je zuvor, wenn sie mit Ihm gehen.

Ein junges Mädchen hatte durch Suchen und Fragen hindurch das kühne Wagnis unternommen, Missionarin zu werden. Als sie hinausgesandt werden sollte, kam Zittern und Zagen über sie. Statt des Glaubens zog die Sorge in ihr Herz. Ob Gott sie wohl drüben im fremden Land versorgen werde? Sie suchte sich Trost bei einem alten erfahrenen Missionar. Der sagte zu ihr in schlichter, herzlicher Liebe: „Meine Schwester, gib acht! Ein Tierfreund hatte die Vöglein unendlich lieb, und die Vöglein gewannen Vertrauen zu diesem seltenen Manne. Da war eine Drossel in der Nähe seines Hauses, die sang besonders schön. Und alle Tage wagte sie sich näher an den Tierfreund heran, der mit großer Treue sie fütterte und pflegte. Immer näher und näher traute sie sich zu ihm, bis sie eines Tages ganz nahe herankam und dem Tierfreund in die Hand sprang. Was meinst du, liebe Schwester, hat wohl der Freund der Drossel da den Kopf abgerissen? Hat er sie nicht vielmehr in grenzenloser Freude geherzt und gestreichelt?“ Da ging ein Leuchten über das Antlitz, der jungen Missionarin. Sie hatte aufs Neue verstanden, was väterliche Liebe tut.

Glauben wir wirklich, dass Gott uns könnte Leid zufügen, wenn wir uns gläubig und getrost in Seine Hände legen? „Von nun an wirst du Menschen fangen.“ Es ist niemand, der etwas verlässt um Jesu willen, der es nicht hundertfältig wieder nimmt. Niemand, der sein kümmerliches Boot ans Land bringt, der nicht kostbare Schätze dafür zurück erhielt? Drum merke es dir! Aus dem Suchen und Fragen müssen wir heraus. Durch das Strohfeuer der Begeisterung müssen wir hindurch. Im Zagen über unsere Sünde werden wir klein. Aber den Gedemütigten gibt Er Gnade. Und wer einen Strich gemacht hat unter sein Leben und die Brücken abgebrochen hat nach rückwärts, wird auf das getroste „Ja“ zu Jesus das herrliche „Amen“ der Ewigkeit hören.

Wie die Drossel dem Tierfreund, so traue du deinem Gott!

II.

In der Hochschule des größten Pädagogen.

Markus 1,35f.; Matthäus 15,12f.; 19,27f.

*Herr beuge mich!
Wie Du das Korn, das goldene, beugst im Morgenhauch!
Von Deines heiligen Geistes Wehen
Da beuge mich in Demut auch!*

*Herr beuge mich!
Mach aus dem Ton, der doch zu nichts sonst für Dich wert,
Ein Dir gebräuchliches Gefäß
Das Dich, gebeugt, zerbrochen, ehrt!*

Es fällt kein Meister vom Himmel. Auch die größten Männer im Reich Gottes, Apostel und Propheten, sind in der lebenslänglichen Schule Jesu gewesen und darin allmählich herangereift. Es muss mancher Tautropfen gefallen sein und mancher Sonnenstrahl darauf geglüht haben, ehe aus der zarten Blüte die kernige Frucht geworden ist.

Es ist ein langer Weg und eine mühsame Zeit vom Lehrjungen bis zum Meister. Auch die Führer im Reiche Gottes, die Säulen der Urgemeinde, Männer vom Schlage eines Petrus und Paulus, Männer von der Urgewalt eines Luther oder Adolf Stoecker, sind nicht vom Himmel gefallen, sondern haben in langjähriger, ernster Schule Gottes sich zurüsten lassen müssen, bis sie das wurden, was der Herr als Ziel für sie sich gesteckt hatte.

Heute öffnet sich der Vorhang zum zweiten Akt in diesem Petrusdrama. Der zweite Akt ist nicht so dramatisch und spannend wie der erste. Er verläuft stiller, ruhiger, gelassener. Es geht nicht solch ein heißer Atem hindurch, wie durch die stürmischen Erlebnisse, die wir das vorige Mal betrachteten. Es ist mehr die ruhige, stille Luft, die in der Schulstube weht. Der zweite Akt führt uns nämlich ein in das erkenntnismäßige Wachstum des Petrus und gibt uns ein Bild davon, wie Jesus ihn in die Schule nimmt, um ihn zunächst rein wissenschaftlich loszumachen von den üblichen Meinungen und Gedanken, die in der Welt gelten, und um ihn reif zu machen für das Neue, das er doch einmal als Säule der Urgemeinde auf seinen Schultern tragen soll.

In der Hochschule des größten Pädagogen finden wir Petrus. Wir lenken unser Augenmerk auf den Lehrer, die Schüler und den Lehrplan.

1. Der Lehrer.

Ausschlaggebend bei einer guten Erziehung ist nicht nur das, was gelernt werden muss, sondern vor allem derjenige, der als Lehrer die Erziehung leitet. Eine glänzend eingerichtete Schule mit vorzüglichen Lehrmitteln nützt nichts, wenn der Lehrer nichts taugt. Ein erstklassiger Lehrplan bleibt wirkungslos, wenn der Erzieher das Herz seiner Schüler nicht zu fesseln weiß. Die Erziehung Jesu ist darum so durchschlagend und wirkungsvoll, weil Er selber auslebte und vorlebte, was Er unterrichtete.

Der Genezarethische Simon wäre im Leben nicht der Apostel Petrus geworden, wenn er nicht Jesus als göttlichen Lehrmeister gehabt hätte. Welch eine gewaltige Erzieherpersönlichkeit ist doch dieser Jesus von Nazareth! Nichts von pedantischer Schulfuchserie oder Kleinigkeitskrämerei, keinerlei Schrullen und Grillen, nichts von der muffigen Luft sonnenloser Klassenzimmer. Alles atmet göttliche Weite und ewige Frische.

Ehe Er mit Seinen Schülern die Schule beginnt, lässt Er sie als Zuschauer mit sich ziehen. Sie sollen erst einen Eindruck gewinnen von dem, wozu sie selber erzogen werden sollen.

Als der suchende, grüblerische junge Nathanael zum ersten Male Aug' in Auge Jesu gegenüberstand, dieser Mensch mit dem angeborenen Hang zum Grübeln und Zweifeln, da sagte Jesus ihm auf den Kopf zu: „Als du unter dem Feigenbaum saßest, da sah Ich dich.“ Mit einem Schlage wusste er sich von Jesus durchschaut und entlarvt. Denn in der einsamen Stunde unter dem Feigenbaum hatte er in rücksichtsloser Offenheit sich selbst erkannt und gegeben, wie er wirklich war. Und wenn Jesus das durchschaut hat, was dort in seiner Seele vorging, dann allerdings besteht sein Urteil zu Recht: Wahrlich, Du bist der Sohn Gottes, der König in Israel. Da sagt Jesus: „Nathanael, weil Ich dir gesagt habe, dass Ich dort unter dem Feigenbaum die verborgenen Vorgänge deines Herzens durchschaut habe, darum nennst du Mich den Sohn Gottes. Nathanael, du wirst Größeres als dies erleben, Gewaltigeres erfahren als die Tatsache, dass Ich durchschaue. Lass Mich alles zusammenfassen in das eine Wort: Ihr werdet den Himmel offen sehen und die Engel Gottes auf- und niedersteigen auf des Menschen Sohn.“

Mit anderen Worten, das Gewaltige und Einzigartige, was die Jünger erleben sollen, ist das, dass sie wirklich spüren, der Himmel ist offen über Jesus. Kräfte der Ewigkeit fluten ununterbrochen aus der anderen Welt in diese Meistergestalt ihres Pädagogen hinein; und umgekehrt, Gebetskräfte aus der unerforschlichen Tiefe der anbetenden Seele steigen ununterbrochen aus der Brust dieses Meisters empor zum Vater; und sie dürfen für beides Zeugen sein.

Elieser, der damaszenische Knecht, wäre nicht Elieser geworden, wenn nicht Abraham sein Herr gewesen wäre. Die Jünger Jesu wären nie die Säulen der Urgemeinde geworden, wenn sie nicht auf dem Fundament eines solchen Lehrmeisters aufgebaut wären. Sie hätten nie den Blick für die Ewigkeit erhalten, wenn sie nicht über dem Haupt ihres Meisters den Himmel offen gesehen hätten.

So ist es denn notwendig, dass wir zunächst den Lehrmeister anschauen, wenn wir die innere Entwicklung des Schülers näher betrachten wollen. Sowohl Seine erhabene Persönlichkeit als auch die überwältigende Art Seiner Erziehung fesseln unseren Blick.

Ehe Jesus mit Seinen Jüngern die Schule beginnt, lässt Er sie mit Sich pilgern. Er gab ihnen zunächst noch kein Pensum auf zu lernen. Er fing auch nicht an, das

Glaubensalphabet mit ihnen zu buchstabieren. Nichts dergleichen. Nur als Zuschauer sollten sie dabei sein, wie ihr Meister lebte.

Es ist eine feine Art der Pädagogik, dass derjenige, der an die Schüler hohe Forderungen stellt, sich selbst in ein Licht hineinrückt, davor den Schülern die Augen auf- und übergehen. Sie dürfen es sehen, wie hilfsbereit Er mit den Kranken umgeht, mit welcher restlos und rastlos dienenden Liebe Er essen und trinken vergisst, ja, bis in die späte Nachtstunde hinein Schlaf und Müdigkeit überwindet, um den Leidenden zu dienen. Sie sind des Zeugen, wie Er in königlicher Vollmacht dem Tode gebietet. Gelassenen Schritts tritt Er in die Sterbekammer des Jairi Töchterlein. Bleich und blass liegt sie auf der Totenbahre. Er greift sie bei der Hand und sie steht auf. „Gebt ihr etwas zu essen.“ Mit einer Selbstverständlichkeit, wie ein Doktor über einen Leichtkranken sagt: Gebt ihm ein wenig zu essen. Mit königlicher Handbewegung gebietet Er dem Tode in der Stadt Nain, und der Sarg muss seine Beute wieder hergeben. Mit den Naturgesetzen schaltet und waltet Er, als wären sie nicht da. Der Sturm muss schweigen, und aus Wasser muss Wein werden, wenn der Meister es will. Mit unerhörter Gewalt packt Er durch Seine Rede die Gewissen der Menschen, dass sie vor Ihm die Knie beugen. Das alles sahen Seine Jüngere, ehe der Unterricht begann.

So hatte Jesus, schon ehe die Schule anfängt, die beiden Dinge, um die sich ungezählte Lehrer vergeblich bemühen: Achtung und Vertrauen. Er hat nie kommandiert und doch immer Gehorsam gefunden. Er brauchte Sich nicht künstlich um Geltung und Würde zu bemühen. Seine königliche Hoheit trat dermaßen Schritt für Schritt in die Erscheinung, dass Ihm die schuldige Ehrfurcht nie verweigert wurde, selbst nicht von Seinen Feinden. Alle schauten herauf zu Ihm.

Er hat nicht Liebe gefordert, aber unendlich viel Liebe gegeben und darum auch viel Liebe empfangen, weil Seine ganze suchende und umgestaltende Liebe auf den engen Kreis Seiner Jüngers zusammengeballt war. Darum ist Ihm von dorthier auch dieses grenzenlose Vertrauen entgegengebracht worden. Und Vertrauen ist die Voraussetzung für gesegnete Erziehung.

Und wie beseligend war die Art Seiner Erziehungskunst! Hineingetaucht in lauter Sonne! Wo ist ein Lehrer in der Weltgeschichte, von dem solch überströmende Sonnenwärme ausging? Die gehässige Umwelt Jesu nimmt Anstoß an dieser sonnigen Art, in der Jesus mit den Seinen lebt. Er fastet am Sabbat nicht mit ihnen. Sie essen, sie trinken Wein, sie gehen durch die Felder, freuen sich über die Blumen am Wegrand, jubeln mit den Lerchen. Es ist so gar nichts von weltfremder Askese in der Nähe Jesu. Nichts von dem, was die Frommen Israels bisher bei den Großen ihrer Vergangenheit zu sehen gewohnt waren. Wie sollten auch die Hochzeitsleute traurig sein, solange der Bräutigam bei ihnen ist. Im übrigen wären sonst am Ende die Jünger von der Übermacht dieser Persönlichkeit erdrückt, wenn nicht solch warme und milde Sonne um Ihn herum gewesen wäre. Weil Er im Licht stand, so konnten auch die Seinen nicht Schattenpflanzen sein. Seligpreisungen siehet: am Anfang Seiner Schule.

Ausgeübt mit namenloser Geduld. Er hat Seine Jünger nie überfordert, nie Treibhauspflanzen gezüchtet. Er kann warten und freut Sich an jedem kleinen Fortschritt und sagt das auch ruhig einmal. Er hat nicht die törichte Sorge mancher Lehrer, die nie ein Lob aussprechen und immer nur tadeln können. Er hilft dem Schwachen auf und bringt den Gefallenen zurecht.

Getragen von ständigem Gebet. Er ringt in der Stille für Seine Schüler im Gebet zu Seinem Vater. Und darum nimmt Er auch jede Frucht in der Glaubensentwicklung Seiner Jünger als Gabe Seines himmlischen Vaters hin.

2. Der Schüler.

In der Nähe eines solchen Lehrers reifen gesegnete Schüler. Man sollte vielleicht richtiger statt Schüler Jünger sagen. Denn in der Gefolgschaft Jesu befinden wir uns nicht in einer Fachschule, in der uns gewisse Kenntnisse vermittelt werden. Es geht nicht etwa darum, dass wir in dem Fach Religion tüchtig ausgebildet würden zum geschickten Weltanschauungskampf und Wortkrieg. Es ist keine Redeschule, in der man geschwind ein paar Schlagworte lernt, mit denen man dann den Gegner oder Vertreter einer anderen Weltanschauung mundtot machen kann.

Sondern es handelt sich im wahrsten Sinne des Wortes um eine Bildungsanstalt, in der nicht nur der kluge Kopf, sondern das widerspenstige Herz gebildet werden soll. Wo unser innerstes Wesen seine Prägung erhalten soll, wo unser altes Bild eingeschmolzen und dann neu geprägt werden soll.

Die Eigenart der Zöglinge wird vollauf gewürdigt. Die Schule Jesu ist keine Fabrik, in der Dutzendware hergestellt wird. Kinder Gottes sind keine Massenartikel, sondern jeder ein Meisterstück.

Darum ist die Erziehung Jesu allemal Einzelunterricht bis auf den heutigen Tag. Er nimmt jeden besonders und führt jeden anders. Je nachdem, was Er Sich für ein Ziel mit dem einzelnen gesteckt hat, und aus welchem Holz der einzelne geschnitzt ist. Eiche ist härter als Kiefer und bedarf schärferer Werkzeuge und festerer Schläge. Beklagen wir uns also nicht, wenn nach unserer Meinung unser Nachbar leichtere Lektionen zu lernen hat als wir. Jesus weiß, welche Anforderungen Er an jeden stellen muss, und welches Tagewerk nötig ist, damit ein jeder von uns heranreife zum vollen Mannesalter eines Christenmenschen.

Bewahren wir uns darum die Hochachtung vor der Wesensart unserer Mitschüler. Jesus schlägt nicht alle über einen Leisten und schert uns nicht alle über einen Kamm. Wo Jesus Lehrmeister ist, da gibt es lauter wurzelechte und urwüchsige Menschen. Wo ein Kreis von Christenmenschen nach einer Schablone abgestempelt ist, da ist jedenfalls nicht Jesus, sondern ein herrschsüchtiger, menschlicher Fabrikant am Werk gewesen.

In der Hochschule des größten Pädagogen blieb jeder ein Original. Petrus ein Feuerkopf, Nathanael der Grübler, Johannes der innige Träumer und Thomas der eigenbrödlerische Zweifler, Jakobus der nüchterne Wirklichkeitsmensch und Paulus der leidenschaftliche Stürmer, die passen gewisslich nicht unter einen Hut, aber unter ein Haupt. Ihre Einheit haben sie nicht in der Art, wie sie lernen, sondern in er Persönlichkeit Jesu, von der sie lernen.

Seine Schüler lernen ihre Aufgabe durch stete Wiederholung. Und das, was sie erkenntnismäßig verstanden haben, müssen sie noch erfahrungsmäßig erproben. Ihre theoretischen Kenntnisse müssen sie praktisch bewähren. Mit dem Kopf hatte Petrus bald verstanden, dass dem Glauben nichts unmöglich sei. Als er aber den Glauben mit der Tat beweisen sollte, da sank er in den Wogen des Meeres unter. Was er im Kopfe hatte, reichte nicht aus zum Wandeln auf den Wellen, und er wäre versunken, wenn nicht Jesus, der freundliche Erzieher, ihm die Hand gereicht hätte.

3. Der Lehrplan.

Jede Schule hat ihren Lehrplan. Auch in der Hochschule Jesu gibt es einen bestimmten Lehrgang. Jesus macht es genau so, wie wir es noch heute in der Schule halten. Wir lernen nicht erst zwei Jahre Rechnen, dann zwei Jahre Schreiben und schließlich zwei Jahre sonst noch etwas, sondern die Fächer gehen Tag für Tag durcheinander. Rechnen, Lesen, Schreiben, Sprachen. So machte es Jesus auch. Theorie und Praxis waren eng vereint. Heute eine neue Erkenntnis, morgen dieselbe zu erproben, übermorgen zuschauen, wie der Herr selber etwas tut, und wieder einen Tag später zusehen, wie Jesus einen anderen in Seine Schule nimmt. So geht es in Seinem Lehrgang durcheinander und führt doch zu einem wundervollen inneren Ziel. Von Klarheit zu Klarheit, von Stufe zu Stufe, durch Fallen und Aufstehen werden und wachsen die Säulen der Urgemeinde.

Wir können in einer Predigt natürlich nicht den ganzen Hochschulkursus durchmachen wollen. Es kann sich nur darum handeln, dass wir, um mit einem Fachausdruck zu reden, einmal hospitieren. Zwar pflegt man zum Zweck des Hospitierens nach Möglichkeit in entscheidungsreiche Stunden zu gehen, um einen durchschlagenden Eindruck zu gewinnen. In drei Stunden wollen wir zuhören, um drei wichtige Punkte kennenzulernen, die der Meister mit Seinen Jüngern durchnimmt. Das Schlussziel Seines Unterrichts heißt: Ich will euch losmachen von dem alten Wesen und will euch reif machen für das neue Leben. In drei Stufen vollzieht sich dieser Unterricht.

1. Stunde: Befreiung vom Blick auf die Masse,
2. Stunde: Befreiung vom Blick auf die Gebildeten,
3. Stunde: Befreiung vom Blick auf das liebe Ich.

❶ Von Haus sind wir alle mehr oder weniger selber ein Stückchen Masse. Und ungewollt verfallen wir leicht in den Fehler, einer Sache oder Bewegung darum unsere Achtung zuzuwenden, weil sie mit großen Massendemonstrationen und riesigen Menschenmengen aufwarten kann. Es gibt auch in Reichsgottesfragen ein mindestens gelegentlich sehr spürbares Schielen auf die Zahlen. Wir möchten gern vollere Kirchen, besuchtere Versammlungen, größere Mitgliederzahlen, höhere Kollekten, massenhaftere Beteiligung.

Jesus hat sich von Anfang an den Massen versagt. Der Sturmhaufen der ersten Begeisterung hatte das Volk Israel ergriffen. Tausende drängten sich um Ihn. Jesus aber suchte mit heißem Herzen und glühender Liebe in der Masse allemal den einzelnen. Als einstmals die Massenbegeisterung ihren Höhepunkt erreicht hatte, brach Jesus mitten in der Nacht auf und floh in die Einsamkeit der Berge. Was dort zwischen Ihm und Seinem Vater ausgekämpft wurde, wissen wir nicht. „Aber es dürfte nicht unwahrscheinlich sein, dass Jesus mit den Anfechtungen des Teufels fertig zu werden begehrte, der Ihn verführen wollte, ein Beherrscher der Masse zu werden, während Er doch den Auftrag Seines Vaters spürte, die kleine Herde zu sammeln.“

Seine Jünger mit ihrem Wortführer Petrus eilen hinter Ihm her. Meister, alle Leute suchen Dich. Du musst zurückkommen. Es gilt, das Eisen zu schmieden, solange es heiß ist. Solche Begeisterung der Tausenden hat selbst ein Johannes der Täufer nie erlebt. Das ist kaum Elias zuteil geworden. Was hätte Jesajas wohl gejubelt, wenn er das erlebt hätte. Meister, ganz Israel ist auf den Beinen und sucht Dich. Ein ungeheurer Massenerfolg ist Dir sicher.

Der Blick auf die Masse hat das Auge des Petrus getrübt. Dabei will die Masse ganz etwas anderes, als was Jesus je zu gewähren vermag. Und dabei geht es Jesus um ganz etwas anderes, als was die Masse je zu suchen sich bemüht. Die Masse will Brot, und wenn der Magen befriedigt ist, dann ist sie zufrieden. Als Jesus fünftausend Hungrige gespeist hatte, da wollten sie Ihn zum König machen. Als Er ungezählte Kranke gesund gemacht hatte, da hatte Er eine willige und begeisterte Zuhörerschaft.

Jesus unterrichtet aufs Ernsteste den Petrus, dass dies nicht der Sinn Seiner Sendung sei, den Magen der Masse mit Brot zu füllen und die diesseits gerichteten Bedürfnisse der großen Menge zu befriedigen. Nicht Massenerfolg zu buchen, sondern die kleine Herde zu sammeln, das sei die Aufgabe für Ihn und für sie. „Kommt, lasst uns weiterziehen in andere Orte, dass ich daselbst predige, denn dazu bin ich gesandt.“

☞ Auf die Masse zu verzichten, hat Petrus nun gelernt. Das Evangelium ist nichts für die Vielzuvielen. Das Evangelium stellt nun einmal die unerbittliche Forderung, dass Menschen gewillt sein müssen, den schmalen Weg zu gehen, das Ganzopfer ihres Lebens zu bringen. Und das ist nichts für die Masse. Gut, mit der Masse ist Petrus fertig. Aber sein Blick ist noch gefangen in der kleinbürgerlichen Ehrfurcht vor den sogenannten Gebildeten.

Die Jünger waren entsetzt, als sie merkten, dass Jesus es mit den Pharisäern verdarb. Auf die Masse wollten sie ja schweren Herzens verzichten. Aber die Gebildeten, die Studierten, die geistigen Führer des Volkes, durfte man es mit ihnen verderben, die es doch wissen müssen, die doch darauf studiert haben, an deren Urteil einem doch liegen muss? . . .

Der natürliche Mensch hat eine angeborene Hochachtung vor Orden, Titeln, Amt und Würden und Namen. Was ein Kardinal sagt, gilt mehr, als was Herr Sowieso sagt. Weil ein Doktor und Professor etwas sagt, meint man, es sei richtiger, als wenn dasselbe ein schlichter Mann aus dem Volke sagen würde.

Jesus hat die Seinen ernstlich dazu erzogen, auch von den sogenannten Autoritäten wegzuschauen. „Jede Pflanzung, die nicht von meinem himmlischen Vater gepflanzt ist, wird ausgerottet.“ Darum dürfen die Pastoren es wissen, dass sie nicht den Professoren Rechenschaft schuldig sind, sondern Gott, und dass sich die Kanzeln nicht vor dem Katheder zu verantworten haben, sondern umgekehrt.

☹ Es könnte nun so scheinen, als hätte der Herr Seine Jünger zu sehr selbstwilligen und eitlen Ichmenschen erzogen, die sich weder um die breite Masse des Volkes noch um die kleinere Zahl der Gebildeten zu kümmern brauchten. Menschen, die sich nur ihrem eigenen Ich verantwortlich wissen.

Solche Gefahr droht den echten Christen gar leicht. Aber da ist Jesus auf dem Plan und schlägt uns auf die Finger, wenn sie selbstwichtig und stolz sich auf die eigene Brust legen wollen.

Seine Jünger freizumachen von der falschen Blickrichtung auf das liebe, eigene Ich, hat Jesus viel Mühe und Not gekostet. Wir kennen genug Menschen auch in unserer Umgebung, die hochgemut auf das Urteil der Masse verzichten und deren revolutionärer Stolz sich aufbäumt gegen das Urteil auch führender Persönlichkeiten, die aber um so mehr verliebt sind in ihr eigenes Ich. Denen nichts anderes maßgeblich gilt als das, was sie selber sagen, meinen und können.

Als der reiche Jüngling, den Jesus liebgewonnen hatte, unverrichteter Sache davonging, weil er sich nicht trennen konnte von dem, was ihm wichtig war, seufzte Jesus: „Wie schwer wird ein Reicher ins Himmelreich kommen. Bei den Menschen ist es unmöglich.“ Da sprang Petrus vor. Wir haben alles verlassen und sind Dir nachgefolgt, was wird uns dafür? Welch ein Stolz auf sich selbst spricht zunächst aus diesen Worten. Aber neben dem Hochmut spricht daraus die Selbstsucht. Neben der stolzen Hoffart der selbstsüchtige Eigennutz: Was wird uns dafür? Was kriege ich dafür? Wie heißt mein Lohn?

Nun ist wieder überwältigend, mit welcher Güte und Freundlichkeit der Lehrmeister ihm zurechthilft. Man sollte meinen, Jesus hätte den Stock genommen und Petrus auf die Finger geschlagen. Aber ganz anders macht es der Herr. Er knüpft zunächst an das Berechtigte im Urteil des Petrus an. Jawohl, wirklich, es stimmt, du hast alles verlassen, du bist mir nachgefolgt. Der Heiland erkennt in freundlicher Pädagogik bei Seinen Schülern an, was anerkannt werden muss und macht ihnen auf diesem Wege berechtigten Mut zu sich selber. Über das hinaus fährt Er in großer Freundlichkeit fort: Es soll euch nicht unbelohnt bleiben. Ihr werdet Engel und Menschen richten. Aber, mein lieber Petrus, vergiss eines nicht: Es gibt Erste, die werden Letzte sein, und Letzte, die werden Erste sein. Du hast zwar in überschäumender Begeisterung als erster in der Nachfolge das Ganzopfer deines Lebens mir hingegeben. Wenn du aber nicht loskommst von dem lohnsüchtigen Blick auf dein eigenes Ich, dann kann es gut sein, dass der Erste der Letzte wird. Nicht nach dem Lohn musst du fragen. Die Nachfolge Jesu ist doch keine Geschäftssache. Die Gottseligkeit ist doch kein Gewerbe. Wer Jesus nachfolgt, darf es nicht um des Lohnes willen tun, sondern aus Gehorsam, weil das Gebot seines Gottes ihn dazu zwingt.

Das sind drei Lektionen aus der Fülle des Unterrichts, den Jesus in Theorie und Praxis Seinen Jüngern gegeben hat. Mit dem Kopf hat Petrus sie gelernt, mit dem Verstande sie verstanden. Nun muss er sie auch noch mit dem Herzen und mit der Tat erproben.

Es geht in der Hochschule dieses Pädagogen, wie es auch in unserer Schule ging. Wenn das Glockenzeichen ertönt und die Stunde vorbei ist, gehen die Schüler nach Hause. Aber dann fängt es erst an mit dem Lernen. Nun müssen die Lektionen, die durchgenommen sind, gründlich angeeignet werden. Das schenke uns Gott, dass wir nicht wie Schulräte dagesessen und nur zugehört haben, wie Petrus lernte, sondern dass wir Schulkinder seien, die willig lernen wollen mit dem Kopf, damit sie es um so besser verstehen, in die Tat umzusetzen, was der Verstand begriff. Die Schule ist aus. Nun lerne jeder seine Aufgaben.

III.

Charakterbildung im Strom der Wellen.

Matthäus 14,22 – 33

*Du weisst, woher der Wind so stürmisch weht,
Und Du gebietest ihm, kommst nie zu spät.
Drum wart ich still, Dein Wort ist ohne Trug
Du weisst den Weg für mich, das ist genug.*

Durch den ersten Akt dieses bewegten Manneslebens ging ein heißer Atem. Dramatisch und bewegt war die Handlung. Heiliges Feuer traf in des Petrus Herz und hatte ihn so durchsprüht und durchglüht, dass er endgültig die Boote ans Land brachte und in die Nachfolge Jesu trat.

Der zweite Akt war wesentlich ruhiger, stiller, schlichter, bescheidener; er führte uns in die Hochschule des größten Pädagogen, in die Lehr- und Lernstube des Heilandes. Heute, der dritte Akt führt uns in den Kampf des Glaubens hinein. Statt der stillen Schulstubenluft weht hier der wilde Sturm des Lebens. Das ist nun einmal so. Ein Talent bildet sich in der Stille, doch ein Charakter wird nur im Strom der Wellen. – Und darum kann es Jesus auch mit Petrus nicht anders halten, als dass Er ihn dann und je aus der milden Luft der stillen Schulstube herausführt auf die wilden Wogen des stürmischen Lebenskampfes. Schwimmen lernt man nicht in der Schulstube, sondern nur im Wasser, und jeder, der schwimmen gelernt hat, weiß, dass man dabei allerhand Wasser hat schlucken müssen. – Glauben lernt man nicht theoretisch, sondern praktisch, und jeder, der glauben gelernt hat, weiß, dass es dabei allerlei Not durchzumachen gab. Ein edler und echter Grundsatz bei der Charakterbildung heißt: Wir müssen Jünglinge wagen, um Männer zu bekommen, d. h. wir dürfen die Jugend, die wir zu starker und zielklarer Männlichkeit erziehen wollen, nicht immer in der stillen, wohltemperierten und friedlichen Luft der abgelegenen Schulstube atmen lassen, sondern wir müssen sie einmal hineinstellen in den Kampf des Lebens. Auf dem Kasernenhof mag man das Marschieren und Zielen lernen, zum wehrfähigen und wetterharten Soldaten wird man nur an der Front. – Auch die Charaktererziehung Jesu ist nicht ein Scheinmanöver, sondern stellt hinein in harten Kampf.

Christentum ist kein Theaterspiel mit Holzschertern und Pappschilden, sondern blutigster Ernst. Und wessen Charakter von Jesus gebildet wurde, der weiß, dabei gab es Tränen und Narben. – Das lernen wir auch heute in dem dritten Akt, da der Charakter des Petrus von der Hand Jesu gebildet wird. Es geht um eins: Charakterbildung im Strom der Wellen. Ein doppeltes fällt ins Auge: Petrus hat schon etwas gelernt: auf die Wellen zu springen; Petrus muss noch etwas lernen: auf den Wellen zu gehen. – Anders

ausgedrückt: Petrus hat gelernt den Glauben, der etwas wagt; Petrus muss noch lernen den Glauben, der nicht verzagt.

1. Auf die Wellen springen.

Neben den theoretischen Unterrichtsfächern, von denen wir das letzte mal sprachen, dass Jesus erkenntnismäßig den Petrus und die andern Jünger loszumachen versucht vom Blick auf die Masse, vom Blick auf die sogenannten Gebildeten und vom Blick auf das eigene Ich, geht selbstverständlich einher die praktische Einübung im Christentum. Neben der Instruktionsstunde in der Kaserne steht allemal der Felddienst auf dem Truppenübungsplatz.

Und Petrus hat allerlei inzwischen mit Jesus erlebt. Es hat sich viel ereignet. – Ein gereifter Gottesmann, der aus seinem Leben erzählte, wurde von seinen Zuhörern mit erstauntem Blick gefragt: Wie kommt das nur, dass Sie soviel erlebt haben? Da antwortete er: Geben Sie Ihr Leben in Jesu Hand, dann wird es interessant. – Wer sein Leben mit Jesus lebt, erlebt täglich etwas Neues. So hat es auch Petrus erfahren. Neue Gedanken sind ihm aufgegangen, neue Wunder hat er schauen dürfen; zu neuen Taten ist er selber ermuntert, gestärkt worden.

Inzwischen hat Jesus die Bergpredigt gehalten. Gedanken, die er nirgendwo gehört und nie gelesen hatte, sind in das Gewissen des Petrus hineingehämmert worden und haben in seinem Kopf buchstäblich alles auf den Kopf gestellt. Neue Wunder hat er geschaut. Mit einer Selbstverständlichkeit und Schlichtheit ohnegleichen erhob Jesus die Hand, und der brüllende See musste schweigen. Als könnte das gar nicht anders sein, berührte Er die Kranken, oder berührten die Kranken Ihn, und sie wurden gesund. Aber das Gewaltigste seiner Erlebnisse war doch dies, dass er selber zu neuen Taten beflügelt ward. Jesus hatte Seine zwölf Jünger, mit herrlicher Missionsbotschaft ausgestattet, ausgesandt. Und sie hatten draußen, auf eigene Füße gestellt, zum ersten mal ohne Führer, auf eigene Faust und Verantwortung Dämonen austreiben können, Kranke heilen dürfen und die Botschaft vom Reiche Gottes mit Vollmacht zu sagen vermocht. Sie sind zurückgekommen. In ihren Augen leuchtet tatenfrohe Siegesgewissheit: uns sind die Geister untertan. Auf ihrem Antlitz steht etwas geschrieben von selbsterprobter Glaubensfreude. Nichts ist unmöglich dem, der da glaubt. Sie können die klopfenden Pulse schier gar nicht bändigen; sie schütten das übervolle Herz vor dem Meister aus: das haben wir getan; das und das haben wir gesprochen; so ist es uns ergangen. – Jesus hört sie an – Er durchschaut die ungeheure Gefahr, in der sich jeder Jünger des Herrn befindet, an dessen Fußspuren sich der Erfolg geheftet hat, und darum nimmt Er sie beiseite, führt sie heraus aus dem Leben und Treiben der bunten Gegenwart, nimmt sie mit sich in die Einsamkeit der Wüste: „Ruhet ein wenig,“ ruhet ein wenig.

Aber die Ruhe, die der Herr sich und Seinen Jüngern gönnt, währt nicht lange. Die Masse des Volkes drängt ihnen nach und hat den Platz ausfindig gemacht, da Er sich aufhält. Da lagern sie zu Tausenden, eine Herde, die keinen Hirten hat. – Aufs Neue müssen die Jünger mit staunender Bewunderung lernen: Dieser Jesus, in des Nachfolge sie stehen, kann doch noch gewaltiger predigen, als sie es vermögen. Dieser Jesus, in dessen Dienst sie stehen, kann noch mehr, als Dämonen austreiben und Kranke heilen; Er kann mit fünf Broten und zwei Fischen eine Menge von fünftausend hungrigen Menschen speisen und sättigen.

Aber da kaum die Gefahr des Erfolges von ihnen überwunden ist, hebt eine neue Gefahr für sie an, nämlich die, dass sie sich mit hinein verstricken lassen in den Rausch und Taumel der Volksmasse, die überwältigt von dem, was Jesus kann, nun kein anderes Anliegen mehr kennt, als Ihn zum Könige zu krönen und als Messias auszurufen. – Jesus, der ja doch ganz genau durchschaut, wie weit oder wie wenig Seine Schüler im Glauben herangereift sind, hat nichts Eiligeres zu tun, als Seine Jünger zu drängen, zu zwingen und zu nötigen, so schnell wie möglich, so schnell wie nie, das Schiff zu besteigen und über den See zu fahren.

Wenn man die Abschnitte dieser Geschichte liest, fällt einem die merkwürdige Hast und ganz ungewöhnliche Unruhe in dem Handeln Jesu auf. Es ist so etwas wie fiebernde Angst des Meisters in dem Drängen und Treiben, womit Er Seine Jünger so schnell wie möglich das Schiff besteigen heißt. Ihn bewegt nicht nur die drohende Gefahr und die bange Sorge, dass am Ende die Jünger der Versuchung nicht gewachsen sein könnten, vom Kreuzesweg fort Ihn auf den Ruhmesweg zu ziehen, sondern es scheint für Ihn selber wieder einmal eine Stunde der Versuchung angebrochen zu sein, wo der Teufel, der Ihn in der Wüste vergeblich angefochten hatte und vor Ihm weichen musste, Ihn nun aufs Neue die Schlinge um die Gurgel zu legen trachtet. Daher die Flucht in die Einsamkeit, das Stürzen auf die Knie. Ist es doch nicht der himmlische Vater, sondern der Gott dieser Welt, der Ihn überreden will, statt des Kreuzes die Krone zu nehmen. Dann doch lieber die Jünger dem Sturm der See ausliefern, als sie und sich preiszugeben an die wogende Begeisterung des berauschten Volkes. – Was kann der Sturm den Jüngern schaden, wenn der Meister auf den Knien liegt. Im Gegensatz zu dem glühenden Strom der Begeisterung tut ihnen die kalte Woge der Ernüchterung in Sturmesgefahr gut und Not. Jesus ringt sich durch im Gebet. Dort auf den Knien vor Seinem himmlischen Vater vergisst Er Ehre, Macht und Ruhm der Welt, stillt den Pulsschlag auch Seines eigenen menschlichen Herzens, das auch Ihn raten möchte zur heimlichen Flucht vor Weh und Leid. Auf den Knien vor Seinem himmlischen Vater ringt Er sich durch zum Jasagen zum schmachvollen Kreuzesweg. Die ganze Nacht hindurch hat Er gerungen und gefleht, und in der vierten Nachtwache, zwischen 3 und 4 Uhr des Morgens, als die sturmgepeitschte See das arme Jüngervolk schier schon verzagt machte, schreitet Er, der durch höhere Ordnung die niederen Naturgesetze überwunden hat, in leichtbeschwingter, göttlicher Gestalt über das Meer dahin. Die Jünger glauben, es sei ein Gespenst, der Verbote ihres sicheren Todes. Sie schreien auf. Jünger Jesu, denen große Taten gelungen waren auf ihrer Missionsreise, sind nun zitternde und verzagte, müde und matt gewordene schiffbrüchige Menschen. – Aber Jesus spricht ihnen Mut zu: Fürchtet euch nicht, ich bin es.

Da erleben wir etwas von der Charakterbildung im Strom der Wellen, da wird offenbar: was in der Schule Jesu aus einem Menschen werden kann. Wir staunen ehrfürchtig hinein in das Leben des Petrus, der mit Fug und Recht sich zutraut, was der Meister kann. Es ist das Recht des Jüngers, so sein zu wollen, wie der Meister ist. – Herr, bist Du es, dann lass mich zu Dir kommen. – Ja, Petrus hatte etwas gelernt in der Schule Jesu. Er hat schon den Glauben, der etwas wagt, vielmehr noch, der sich selber wagt. Es ist die kühne Eigenschaft des Glaubens, sich vor nichts zu fürchten.

Wie kann das sein? Woher nimmt der eben noch zagende Petrus den Heldenmut, auf die Wellen zu springen? Aus zwei Quellen wird sein Glaube gespeist: Sein Glaube wagt, weil er Jesus sieht, und weil Jesus ihm befiehlt.

➤ Petrus hätte nicht den Mut aufgebracht, auf die Wellen zu springen, wenn nicht im Laufe der Wochen und Monate ihm aufgegangen wäre, was Glaube an Jesus ist:

Rechnen mit Gott. Weil er den sieht, an dem er erlebt hat, was glauben heißt, dass man ohne große Anstrengung und ohne Schweißvergießen das Unmögliche möglich macht; weil er den sieht, der ihm vorgelebt hat, was glauben heißt, darum wagt er es.

➤ Und weil Jesus ihm befiehlt: Komm her, komm her. Wie der Meister selber nicht auf eigene Faust von des Tempels Zinne gesprungen ist, als Satan Ihn verführen wollte; wie Er nie etwas tun konnte, es sei denn, dass der Vater Ihm Befehl gab, so hatte auch Petrus gelernt, im Glauben nie etwas ohne Befehl zu wagen. Er ist kein Franktireur, der auf eigene Kosten Krieg führt, sondern der unter dem Befehl Jesu steht und auf Kommando handelt. Sonst wäre sein Glauben Übermut und Frevel, sonst wäre seine Tat statt Gehorsam Wahnwitz und Frechheit.

Solcher Glaube ist aber – das muss mit ganzer Deutlichkeit gesagt werden – keine Frucht des natürlichen Menschen. Wir dürfen nicht meinen, weil Petrus von Natur ein Held war, hat er gewagt, was wir nicht wagen würden. Petrus war ein Mensch wie wir, und es mangelte ihm wie uns an Heldenmut. Dieser kühne, wagende Glaube ist nicht die Handlung seines natürlichen Menschen, sondern die Frucht der Erziehung Jesu, nichts anderes als das Echo, das das Vorbild Jesu in seinem Jüngerherzen geweckt hatte. Etwas Gewaltiges! – Wir wollen ruhig einen Augenblick dabei stehen bleiben. Das Auge des Meisters wird geleuchtet haben, als Er sah, wie Sein gelehriger Jünger im Strom der Wellen ein Charakter wurde mit wagendem Glauben. Gott freut sich an Seinen Kindern, wenn sie es einmal wagen, Ihm etwas zuzutrauen. Das hatte Petrus gelernt, auf die Wellen zu springen. Das hatte er gelernt: den Glauben, der da wagt.

Aber, aber, das ist ja nur der erste Schritt des Glaubens. Zu der leidenschaftlichen Kühnheit des Glaubens muss hinzukommen die nüchterne Zähigkeit des Glaubens. – Zu dem Glauben, der wagt, der Glaube, der nicht verzagt! – dem kühnen Entschluss, auf die Wellen zu springen, die zähe Geduld, auf den Wellen zu gehen.

2. Auf den Wellen gehen.

Der französische Bußprediger Massillon hatte mit so durchdringender Gewalt die Botschaft von der richtenden und aufrichtenden Gnade Gottes verkündigt, dass nach Schluss der Predigt die Damen der Gesellschaft und die Zuhörer aus den vornehmen Kreisen ihre Kostbarkeiten: Ringe, Ketten, Ohrringe u.s.w. am Ausgang auf den Kollektenteller legten. Achten wir das nicht gering. Es ist etwas Großes, wenn ein Mensch, überwältigt von Jesus, wagt, alles hinzugeben. – Aber schwerer, als Brillantohrringe und goldene Ketten auf den Teller zu werfen, ist es doch, jahrzehntelang gelähmt zu sein, ohne bitter zu werden. Es ist gewiss ein großer Wagemut, wenn auch heute noch dann und je ein Mensch seinen bisherigen Beruf aufgibt und in den Missionsdienst tritt. Aber es ist noch schwerer, ein Leben hindurch den Alltagsdienst eines schlichten Christen inmitten einer unchristlichen Familie zu tun, von Enttäuschung zu Enttäuschung zu gehen und oft jahrzehntelang zu säen, ohne Saat aufgehen zu sehen.

Es ist etwas Gewaltiges, mit Petrus auf die Wellen zu springen, aber es ist schwerer, auf den Wellen zu gehen. – Sein Glaube hatte es gewagt, weil er Jesus sah, und weil Jesus ihm befahl, aber sein Glaube versagte, weil er auf sich selber baute, weil er auf die Wellen schaute, und weil er nicht genug seinem Meister traute.

In dem Augenblick, wo wir uns selber etwas zutrauen, fangen wir auch schon an zu sinken. Petrus überschätzte sich, und wir leiden in unserem Glaubensleben zu allermeist

an Überschätzung. Wir meinen, wir würden es wohl schaffen, wir hätten schon Glauben. Der Glaube, der deine Tat und meine Leistung ist, gleicht einem Licht, das heute lichterloh brennt und morgen verloschen ist, gleicht einem Balken, der heute trägt und morgen morsch ist. Nein, glauben heißt nicht, es sich zutrauen, sondern glauben heißt, es Ihm allein zutrauen. Darum muss auch der Glaube, der im Blick auf die eigene Kraft etwas wagt, im Augenblick wirklicher Gefahr versagen, weil er sich selber überschätzt, sich mehr zutraut, als er sich zutrauen darf. Du und ich, wir haben nicht in uns die Kraft und Möglichkeit, das Gesetz der Schwere außer Kraft zu setzen. Auch der stärkste Mensch, der heroische Mensch, hat in sich nicht die Fähigkeit, die höhere Ordnung der Dinge für sich in Anwendung zu bringen. Das kann nur der, der wegschaut von sich und hinschaut auf Ihn. Petrus schaut auf die Wellen, und weil er den Sturm kommen und die Wellen steigen sieht, beginnt er zu sinken. Es ist zwar mindestens ebenso gefährlich, den Gegner zu unterschätzen, die Schwierigkeiten nicht ernst zu nehmen, die sich vor uns auftürmen. Jesus spricht davon, dass der Glaube Berge versetzt, nicht Seifenblasen, und Jesus heißt: auf Wellen gehen, nicht auf gepolsterten Sofakissen. – Lasst uns die Gefahren nicht unterschätzen, die Schwierigkeiten, in denen wir täglich leben. Und wird zur Not der Mensch mit den Versuchungen Satans fertig und mit den Verführungskünsten seiner Umgebung, so wird er doch noch lange nicht fertig mit dem kochenden Strom seines eigenen Blutes. – Unterschätzen wir nicht die Schwierigkeiten, die in uns selber liegen! – Aber bleiben wir auch nicht mit den Augen an den Wellen haften! Wir werden nie die Wellen unter die Füße kriegen, wenn wir nicht aufschauen auf Jesus.

Auch der kühne, wagende Mut des Glaubens eines Petrus muss verzagen, wenn er auf die Wellen schaut. Wer ein bisschen sich selber kennt, dem brauche ich nicht Angst zu machen vor sich selber, dem wird Gott schon abertausend mal Gelegenheit geboten haben, an sich zu verzagen. – Und es ist nur gut, wenn wir gründlich lernen, die Schwierigkeiten zu wägen und zu erkennen, aber wenn wir es dann noch gründlicher lernen, über die Wellen hinwegzuschauen auf Jesus hin. Deswegen hat Petrus in den Wellen kläglich versinken müssen, weil er, statt auf Jesus zu schauen, auf die Wellen sah. Das wissen wir aus unserem Leben, sobald wir in Not und Anfechtung den Blick auf Jesus verloren und mit dem Auge an den Schwierigkeiten hängen blieben, sanken wir unter.

Aber köstlich, was unser Herr mit dem zagenden und versagenden Glauben macht! So sehr Sein Antlitz aufgeleuchtet hat, als Er den wagenden Glauben des Petrus sah, so wenig lässt Er ihn versinken, da Er den versagenden Glauben sieht. Also gleich reckt Er die Hand aus, greift ihn und bringt ihn wohlbehalten ins Schiff. Weil Jesus mit Seinen Augen uns beobachtet, wenn wir Glaubensschritte tun, und weil Seine Hand sich ausreckt, wenn wir sinken, und weil Sein Machtwort uns zurückbringt ins Boot, darum dürfen wir es künftig mit größerem Mut wagen, nicht nur auf die Wellen zu springen, sondern auch auf den Wellen zu gehen.

Unser Herz ist ein trotzig und verzagt Ding. Aber der Herr ist größer als unser Herz und stärker als unsere Not. Legen wir unser Leben in Seine ausgereckte Hand, finden wir immer einen Halt, und Seine Arme tragen uns immer wieder in die erquickende Ruhe des Bootes, so dass alle Welt sich wundert.

IV.

Zwischen Himmel und Hölle.

Matthäus 16,13 – 23

*Wer sich dünken lässt zu stehen,
Hüte wohl sich vor dem Fall.
Es umschleicht uns, wo wir gehen,
Der Versucher überall.*

Der vierte Akt, der außerordentlich lehrreich für den Entwicklungsgang des Petrus ist, zeigt uns den jungen Apostel als einen Wanderer zwischen zwei Welten, als einen Mann, in dessen Brust Himmel und Hölle dicht beisammen liegen. Er ist ein Mensch aus Fleisch und Blut, ein Mensch wie wir, um den Gott und Satan in gleicher Weise ringen. „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut haben dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel.“ Und „weiche hinter mich, du Satanas, du meinst nicht was göttlich ist.“ Wanderer zwischen zwei Welten. Himmelhoch erhoben und höllentief gestürzt. Ein herrliches Christusbekenntnis: „Du bist Gottes Sohn,“ und ein satanisches Missverständnis: „Herr, schone Dein selbst, das widerfahre Dir nur nicht!“

Auch von Petrus gilt, was Conrad Ferdinand Meyer Ulrich von Hutten sagen lässt: „Ich bin kein ausgeklügeltes Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch!“ Und wir wissen wohl alle aus dem eigenen Leben davon zu sagen, dass der Mensch, der mit dem Scheitel fast an den Himmel reicht, zugleich doch mit den Füßen dicht an der Schwelle der Hölle stehen kann. Wie wechselvoll ist unser Herz: ein trotzig und dann wieder ein verzagtes Ding.

Die Geschichte unseres eigenen deutschen Volkes lehrt uns mit ihrer jüngsten Vergangenheit, wie eine Spanne von nur vier Jahren, ein ganzes Volk umkehren kann. 1914 alle einmütig, ein Volk von Brüdern, keine Parteien mehr, nur noch Deutsche, Opfersinn für eine große Sache, bereit, zu kämpfen und zu sterben, zu leiden und zu entsagen, bei Männern und Frauen, unter Alten und Jungen. Und 1918 ein Volk vom Bruderhass und Bürgerkrieg zerfleischt, voll Zwietracht und Hader, keine Spur mehr von Opfersinn für eine große Sache, nur noch Raffgier, Habsucht und Genusswut.

Oder denken wir an jene weltgeschichtlich bedeutungsvollen Tage in Jerusalem. Israel, ein Volk, das, an seinen Gott hingegeben, heute seinen Heiland mit jubelndem Hosianna grüßt und morgen schon in namenlosem Hass um Barrabas bitten kann.

Mir steht ein 14jähriges junges Mädchen vor Augen mit reinen Zügen im Antlitz und einem feinen keuschen Herzen in der Brust, voll echter Sehnsucht nach göttlichen Dingen. Und drei Jahre später war sie eine buhlende Dirne, geil und frech, die nur noch Hass und

Spott, Hohn und Verachtung für alles hatte, was mit Gott und göttlichen Dingen im Zusammenhang steht.

Hart im Raume stoßen sich die Sachen. Wir sind doch allesamt allezeit Wanderer zwischen zwei Welten. Himmel und Hölle ringen in unserer Brust. So auch hier bei Petrus. Jetzt ist er der Felsenmann, auf den der Herr Seine Kirche bauen will, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und im nächsten Augenblick hat der Satanas sein Herz erfüllt, so dass Jesus ihn weit hinter sich schleudern muss, weil er nicht mehr göttlich zu denken vermag und ohne jedes Verständnis ist für den dornenvollen Leidensweg seines Heilandes.

Wanderer zwischen Himmel und Hölle. Er erkennt die Krone des Herrn: Du bist Gottes Sohn. Das bringt ihn nahe an den Himmel. Aber er verkennt das Kreuz des Herrn: Das widerfahre dir nur nicht! Das bringt ihn bis nahe an den Abgrund der Hölle.

1. Nah am Himmel: Du bist Gottes Sohn!

Es hat sich allerlei ereignet zwischen dem dritten und vierten Akt der Lebensgeschichte des Petrus. Es steht allerlei zwischen den Zeilen. Jesus hat immer mehr von Seiner Herrlichkeit entfaltet. Die Wucht Seiner Rede ließ keinen Zweifel daran übrig, dass Er ein Prophet sei, wie noch keiner war. Das spüren auch die Hohenpriester und Schriftgelehrten, denn Er redete gewaltiger, als sie zu reden vermögen. Aber noch mehr. Es hat inzwischen in den Herzen der Jünger immer gründlicher die Erkenntnis Platz gegriffen, dass nicht nur ein Prophet, sondern ein gewaltiger König vor ihnen steht. Er gebietet mit majestätischer Ruhe, und der Sturm muss schweigen und die See sich Ihm beugen. Er legt die Hand auf einen toten Knaben, und der steht auf und schaut seiner glücklichen Mutter ins dankbare Auge. Wahrhaftig, ein Fürst des Lebens! Ein König ist es, der Seine Jünger führt.

Aber mehr noch als das entdecken die Jünger von Tag zu Tag deutlicher, dass Seine Krone glänzt als Krone eines Königs der Liebe. Gewalt haben auch andere Könige gehabt, Vollmacht der Rede war auch den Propheten eigen, aber solche Königsmacht der Liebe ist ihnen nirgends entgegengetreten. Mit welcher Barmherzigkeit beugte Er sich herab zu den Armen, Mühseligen und Beladenen. Mit welcher Liebe schloss Er Kranke und Besessene nicht nur in Sein Gebet, sondern in Seine Arme ein. Mit welcher namenlosen Güte und welcher suchendem Erbarmen setzte Er Sich zu den Sündern und Zöllnern. Wahrhaftig, der Zöllner und der Sünder Freund! Und welche wundersame Geduld hat Er vollends mit Seinen eigenen Jüngern gehabt! Sie können es nicht leugnen: hier ist ein König der Liebe.

Aber mag auch gelegentlich im Volk davon gemunkelt werden, dass dieser Gottes Sohn sei; schreien es auch die Dämonen aus den besessenen Menschen heraus, die Jesus schweigen heißt; und hat gar am Anfang ein Nathanael in des Herzens Überschwang gejubelt: Du bist Gottes Sohn, Du bist ein König in Israel, so ist es nun Aufgabe für Jesus, diese gelegentlichem Geständnisse zu läutern zu einer unerschütterlichen Erkenntnis, die Felsengrund bedeutet.

Darum fragt Er sie in jenem denkwürdigen Gespräch zu Cäsarea Philippi: „Wer sagen die Leute, dass Ich sei?“ Nicht als ob der Herzenskündiger nicht wüsste, Er, der aller Menschen Gedanken von ferne kennt, was die Leute über Ihn denken und sagen. Aber Jesus fragt Seine Jünger, weil Er erproben und prüfen will, ob sie, die das Urteil des

Volkes belauscht haben, sich selber freigemacht haben von der Stimme und Stimmung des Volkes, oder ob sie sich haben fangen lassen von der Meinung der Masse. Er erhält als Antwort: Die einen sagen, Du seiest Johannes der Täufer. Die herzandringende Gewalt Deiner Rede dünkt ihnen niederschmetternde und zermalmende Buß- und Gesetzespredigt zu sein. Andere sagen, Du seiest Elias. Die heldische Kraft Deines Glaubens hat es ihnen angetan, und sie sind voll Bewunderung für Deine Wunder. Wieder andere sagen, Du seiest Jeremias. Das sind die Zarten und Feinen, die in Dir ein Genie der Frömmigkeit sehen und die Virtuosität Deiner innigen Gebete und Deines sanftmütigen Herzens ehrfurchtsvoll anstaunen. Die Herbheit und Süße Deiner Botschaft hat es ihnen angetan.

Da fragt Jesus weiter: „Wer sagt denn ihr, dass Ich sei? Beugt ihr euch dem Urteil der Masse? Fügt ihr euch der Meinung der Bewunderer oder steht ihr auf euch selber ganz allein?“ Da springt Petrus hoch mit einem Bekenntnis, das gewisslich nicht aus diesem Augenblick geboren, sondern der Ertrag monatelanger Prüfung und Erfahrung ist: „Du bist der Messias, Du bist Gottes Sohn.“ Selig bist du, Simon, Jonas Sohn. Solche Erkenntnis kommt nicht aus deinem eigenen Fleisch und Blut, so schauen kann nur, wem der Vater im Himmel den Star gestochen hat. Dies Bekenntnis ist der Felsengrund, auf den Ich Meine Gemeinde bauen kann. Wo Menschen in der Erkenntnis des Sohnes Gottes ihr Leben leben, da sollen die Pforten der Hölle sie nicht überwinden. Da kann die Flut von Sünde und Schuld zwar ihre Gischt hinaufspritzen an die Deiche des Glaubens, aber nie die Dämme zerreißen und das Land überschwemmen.

Dass Jesus ein Genie der Frömmigkeit sei, kann auch das Volk nachempfinden. Dass Er die Vollmacht eines Bußpredigers habe, wissen auch die Schriftgelehrten und Pharisäer. Dass Sein Glaube von heldenhafter Kraft sei, spürt selbst der heidnische Hauptmann unter dem Kreuz. Aber dass Er der Messias ist, der Gottessohn, an dem sich die Geister scheiden, das kann man nicht aus eigener Vernunft, aus Fleisch und Blut wissen. Dazu muss man erleuchtet sein von oben her.

Himmliches Licht leuchtet aus deinen Augen, denn selig bist du, Simon, Jonas Sohn, mit solcher Erkenntnis und solchem Bekenntnis.

Ach, wie verlangt unser Herz so oft danach, Menschen dahin zu bringen, dass auch sie den König Jesus erkennen möchten. Aber die Gewalt eines hinreisenden Redners und auch die Kraft eines begabten Wundertäters ist nicht imstande, auch nur einen Menschen davon zu überzeugen, dass dieser Jesus der Christ Gottes ist, der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes, es sei denn, dass der Vater selber am Werke ist und durch den Heiligen Geist Jesum verherrlicht und in einem Menschen verklärt.

Durch dies Bekenntnis ist Petrus zum Felsenmann geworden, dem die Schlüsselgewalt zuerteilt wird. Von da an ist er imstande, Ewigkeitsleben auch in anderen Menschen zu wirken. Von einem Menschen mit solcher Erkenntnis gehen Segensstrahlen aus, um ihn herum wird sich allemal eine Gemeinde Jesu sammeln. Nicht nur ein Publikum, ein Verein, eine Gesellschaft, sondern wirklich eine Gemeinde des Herrn.

Man mag viel über Jesus aussagen können und wird damit doch noch kein Mitarbeiter an Seinem Reich. Wer aber von dieser Erkenntnis Seiner Gottessohnschaft übermocht ist, den kann Er gebrauchen beim Bau Seiner Gemeinde.

Der englische Dichter Tennyson wurde einmal gefragt, was ihm Christus bedeute. Da beugte er sich nieder auf eine Blume in seinem Park und sagte: „Was dieser Blume die Sonne ist, das ist Christus für mich. Keinen Tag kann ich ohne Ihn leben.“ – In dem Herzen dieses Mannes war etwas aufgestrahlt von der göttlichen Majestät Jesu, ohne die

er nicht atmen mag. Auf Propheten kann ich verzichten, aber ohne den König der Welt mag ich nicht leben. Priester kann ich entbehren, aber ohne meinen Herrn und Hohenpriester Jesus Christus bin ich der unglücklichste Mensch von der Welt.

Der Wandsbecker Bote, Matthias Claudius, schreibt in einem Brief an seinen Andres: „Wer nicht an Christum glauben will, der mag sehen, wie er ohne Ihn raten kann. Ich und du können dies nicht. Wir brauchen jemand, der uns hebt und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen. Und das kann Er überschwänglich tun, nach dem, was von Ihm geschrieben steht. Und wir wissen keinen, von dem wir's lieber hätten. Keiner hat je so geliebt, und so etwas in sich Großes und Gutes, als die Bibel von Ihm sagt, ist nie in eines Menschen Herz gekommen!“

In einer Christenversammlung in Nordamerika trat ein bekehrter Indianer auf und sagte: „Brüder, ich bin Heide gewesen und weiß, wie es mit den Heiden steht. Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns beweisen, dass es einen Gott gibt. Da sagten wir ihm, meinst du, das wissen wir nicht? Den großen Weltgeist, der über unseren Wäldern wohnt, kennen wir schon lange. Dann kam ein anderer, der ermahnte uns, ihr dürft nicht stehlen, nicht saufen, nicht lügen. Du Narr, sagten wir, das ist uns nichts Neues, das sagt jedem schon sein Gewissen. Dann kam der Indianer-Missionar Rauch, der setzte sich in meine Hütte zu mir und erzählte mir von Jesus Christus, wie Er aus Liebe zu uns Mensch geworden sei, Sein Blut für uns vergossen habe und uns alle selig machen wolle. Dann schlief er ruhig und sorglos wie ein Kind auf einer Strohmatten, und es wäre mir doch ein leichtes gewesen, ihm den Garaus zu machen. Aber ich konnte das nicht und wollte das nicht. Seine Worte von Jesus hatten mir das Herz abgewonnen. Brüder, predigt Christus und Sein Blut, das schlägt durch. Jesus, Jesus und immer wieder nur Jesus.“

Mancherlei Religionen und Religionssysteme sind über die Erde dahingegangen. Auch innerhalb der christlichen Weltanschauung hat eine Dogmatik die andere abgelöst. Aber das Bekenntnis zu Jesus, dem Sohn Gottes, hat keine Pforte der Hölle überwältigen und überwinden können. Der Hass gegen Christus konnte die Bekenner in die Gefängnisse schleppen oder auf die Scheiterhaufen stellen, aber das Blut der Märtyrer war immer wieder der Same der Kirche. Diese Erkenntnis ist Felsengrund. Wer darauf steht, hat die Schlüssel zu Himmel und Hölle in seiner Hand.

Man kann den ganzen Kopf voll theologischer Wissenschaft haben und das Gedächtnis voll mancherlei Religionsvorstellungen und hat doch keinerlei Vollmacht, einem von Sünde gequälten Herzen zu helfen, sondern steht machtlos und ratlos dabei, wenn eine Seele schreit um das Herzeleid der Sünde. Nur wo die Erkenntnis des Sohnes Gottes ist, ist Vollmacht auch über die Sünden.

2. *Nah am Abgrund der Hölle: Das widerfahre Dir nur nicht!*

So hoch hat der Herr den Petrus erhoben. Und doch wie tief kann er noch stürzen. Wanderer zwischen zwei Welten. Himmel und Hölle in einer Brust. Mit dem Haupt bis an die ewigen Höhen hinanreichend, mit den Sohlen im Staub der Erde stehend.

Als Jesus Seine Jünger zu der Erkenntnis Seiner göttlichen Größe geführt hatte, musste Er sie nun weiterleiten zur Erkenntnis Seines Kreuzes. Im Mittelpunkt alles dessen, was er von nun an Seinen Jüngern zu künden hatte, stand das Kreuz als geheimnisvolles Rätsel Seines Lebens. Blitzartig und andeutungsweise hatte Er auch schon früher davon gesagt, als Er von dem Tempel sprach, der abgebrochen und in drei Tagen wieder erbaut

würde; oder als Er zu Nikodemus von der Schlange in der Wüste sprach, gleich der der Menschensohn erhöht werden würde am Kreuz; oder als Er zu Seinen eigenen Jüngern davon sprach, dass auch in ihrem Leben einmal die Zeit kommen würde, da sie traurig wären.

Jetzt spricht Er ohne Bild und ohne Gleichnis. Mit ganzer Deutlichkeit weist Er Seine Jünger darauf hin, dass Er hinaufgehen muss nach Jerusalem, zu leiden und zu sterben. Den Satzesatz, dass Er auch wieder auferstehen werde, hat Petrus überhört. Das furchtbare „Muss“ Seines Leidens ist ihm so durchs Herz gefahren, dass er empört und wie im Fieberwahn den Meister beiseite nimmt. Er, der Schüler, hält sich berechtigt, hier Ihm, dem Meister, eine Privatlektion zu erteilen. „Das widerfahre Dir nur nicht.“ Mit solch einem Ausgang Deines Lebens blamierst Du ja Deinen Gott und kompromittierst Du ja Deine eigene Sache. Damit machst Du Dich und uns und Gott lächerlich.

Uns dünkt heute das Geheimnis des Kreuzes nicht mehr so geheimnisvoll. Von Kindesbeinen an sind wir zu sehr daran gewöhnt, dass zu Jesus nun einmal das Kreuz hinzugehört. Die kostbare Münze ist abgegriffen, das geheimnisvolle Rätsel von Golgatha ist uns zu einer schier alltäglichen Selbstverständlichkeit geworden. Überlegen wir ein wenig, was das für die Jünger bedeuten musste, als sie zum ersten Male von Golgatha hörten. Es dürfte nicht gar zu schwer einzusehen sein, dass Petrus das Kreuz seines Herrn zunächst nicht verstand. Und wir haben zunächst nur die Tatsache festzustellen, dass der, der die Krone des Herrn erkannte, das Kreuz seines Herrn verkannte.

Mit dem Kopf haben wir längst eingesehen, dass das Kreuz zu Jesus gehört. Und seit den Tagen des Religionsunterrichts ist es uns geläufig, dass auch wir als Christen in der Nachfolge Jesu nicht Rosen zu erwarten, sondern ein Kreuz zu tragen haben. Aber in der Praxis, mit der Tat und in der Wahrheit, sind wir genau wie Petrus, Wanderer zwischen Himmel und Hölle. Auf die wonnigen Maitage des Glaubensfrühlings, da rings nur Freud' und Friede um uns lachten, folgten gar oft die trüben Novembertage der Glaubensprobe, und mehr als einmal haben wir solche Prüfung schlecht bestanden.

Ein weltlicher Kaufmann hatte ein blühendes Geschäft. Alles war bisher gut gegangen. Da öffnet er sein Herz für Jesus und muss es erleben, dass er kurze Zeit darauf plötzlich schwerkrank wird. Er muss monatelang vom Krankenbett aus untätig zusehen, wie sein Geschäft immer mehr und mehr zurückgeht, bis schließlich der Bankrott erfolgt. Ist es da nicht verständlich, wenn solch ein Mensch dann fragt: Wo ist denn nun unser Gott? Können wir es begreifen, wenn solch einer, ähnlich, wie Petrus einst, den Herrn am allerliebsten beim Ärmel nehmen möchte: das geht doch nicht! Wie kannst Du Deine Jünger so zuschanden werden lassen?!

Da haben Eltern ihr einziges Töchterlein in herzlicher Liebe und in kindlichem Glauben an Jesus auferzogen. Ja Haus und Herz strahlt Jesusliebe und Gottes Gegenwart. Dann kommt die Gehirngrippe, und in wenigen Tagen senken die gläubigen Eltern das einzige Kind ins Grab. Wollen wir wirklich nicht verstehen können, wenn solche Mutter ihren Gott nicht mehr begreift?

Da steht in einer Gemeinde ein gläubiges Pfarrhaus. Pfarrherr und Pfarrfrau, gefestigt in Jesus, glühend für den Herrn, in unermüdlicher Arbeit an der Gemeinde. Plötzlich schlägt der Wahnsinn die Pfarrfrau. Aus der blühenden Gemeinde und dem glücklichen Hause heraus muss sie in die Irrenanstalt. Hoffnungslos fristet sie ihr Leben. Sollten wir wirklich nicht begreifen können, dass manche Stunde im Leben des jungen Pfarrers

kommt, in der er Jesus in den Arm fallen möchte: Unmöglich! Nimmermehr, nimmermehr! Das widerfahre mir nur nicht!

Überheben wir uns nicht über Petrus und solche Menschen, die, gleich uns alle Wanderer zwischen zwei Welten, heute himmelhoch jauchzend und morgen zu Tode betrübt sind.

Ehrt es zunächst den Petrus nicht vielmehr, dass er sich nicht damit abfinden kann, dass der Gottessohn und König der Welt an den Schandpfahl gehängt werden soll? Was soll er dann der Welt verkündigen, wenn sein König den Verbrechertod gestorben ist? Dann haben die Spötter ja recht, die in ihrer Gottlosigkeit Jesum verlästern und Seine Ohnmacht an den Pranger stellen. „Andern hat Er geholfen und kann Sich selbst nicht helfen.“

Im Namen der Frömmigkeit glaubt Petrus protestieren zu müssen gegen das Kreuz. Es erscheint ihm schier gotteslästerlich, dass der König der Welt wie ein armseliger Schächer sterbe. Wird dadurch nicht die Sache Gottes gefährdet oder ganz in Frage gestellt? „Das widerfahre Dir nur nicht!“

Wir haben alle im Grunde genommen genau wie Petrus in entscheidenden Leidenszeiten den geheimen Wunsch, uns und die Sache Gottes vor dem Kreuz zu bewahren. Das heilige Muss des Leidens fällt uns unsäglich schwer. Wir sind zwar gern königstreu, jedoch ebenso sehr leidensscheu. Und Jesus sagt hier zu Petrus, was Er sonst nie zu irgend einem Seiner Jünger gesagt hat: „Weiche hinter Mich, du Satanas, du meinst nicht was göttlich, sondern was menschlich ist.“ Jesus, der sonst solch ein verstehendes Erbarmen mit aller Schwachheit hat, ist hier erbarmungslos in dem Zurückweisen Seines Jüngers.

Dass Petrus die Krone erkannte, brachte ihn bis nahe an den Himmel, dass er das Kreuz verkannte, bringt ihn nahe an den Abgrund der Hölle. Warum brandmarkt Jesus dies „Schone dein selbst“ als satanische Einflüsterung? Es kam doch urwüchsig und echt, gutwillig und wohlmeinend aus der Brust des Petrus heraus. Es ist nur so zu erklären: Der Heiland handelt hier in solcher Schroffheit und Schärfe, weil Er am eigenen Leib und Leben die Einflüsterungen dieser Stimme kennen gelernt hat und kennen lernen musste. Wie Er in Gethsemane später in dunkelster Stunde im heißen Kampf gegen dies „Schone dein selbst“ Sich selbst hat durchringen müssen, so weiß Er auch hier, dass es die Stimme des Versuchers ist, der in der Wüste an Ihn herantrat und der jetzt durch den Mund des Petrus Ihn verführen will. Weil Jesus im Grunde genommen gegen Sich selbst ankämpft, darum muss Er schonungslos hier gegen Petrus vorgehen, der die Stimme des Versuchers in der eigenen Brust nur noch verstärkt!

So nahe dem Himmel und doch so nahe der Hölle! Selig in der Erkenntnis, dass Jesus ein König ist, und doch unselig durch das mangelnde Verständnis dafür, dass Er ans Kreuz muss. Er musste ans Kreuz, weil ohne Blutvergießen keine Vergebung möglich. Er musste ans Kreuz, weil auch der Gottessohn selber nur durch Leiden vollendet werden konnte. Wenn und weil Er das musste, dann und darum müssen auch wir ans Kreuz.

So leicht und gern wir die erste Erkenntnis bejahen, dass bei Jesus Friede und Freude ist, weil Ihm alle Macht gehört und Er als Gottessohn Vollmacht hat, Sünden zu vergeben, so bitter schwer fällt es uns, ja zu sagen zu dieser zweiten Erkenntnis, dass diese Krone eine Dornenkrone und dass Sein Thron ein Kreuz ist.

Wanderer zwischen zwei Welten sind auch wir.

Wir pendeln hin und her. Das eine Mal jubeln wir Jesus zu, weil Er unser Herz füllt mit Schätzen der Freude und des Friedens, mit Vergebung der Sünden. Das andere Mal fallen wir Ihm missmutig in den Arm: Nimmermehr, das widerfahre uns nimmermehr. Herr, schone uns!

Lernen wir bald, was gelernt sein muss, dass wir Wanderer sind zwischen Himmel und Hölle, und dass es wachen und beten heißt, damit wir nicht in Anfechtung fallen. Leuten wir willig, was uns nicht erspart bleiben kann, dass die Krone Jesu eine Dornenkrone ist, und dass am Ende Seines Weges ein Kreuz steht. Und dass auch unser Leben ein Kreuztragen ist, auch unser Weg ein Weg dem Lamm nach.

Was Petrus schon wusste, war: Jesus ein Löwe; was er noch lernen musste, war: Jesus ein Lamm.

V.

Die Katastrophe.

Matthäus 26,30 – 35

*Herr, habe acht auf mich
Und rei mich kräftiglich
Von allen Dingen!
Denn ein gefesselt Herz
Kann sich ja himmelwärts
Durchaus nicht schwingen.*

Das Volk sagt ein feines Wort: Es gibt im Leben mehr bunte Tage als schlichte Tage. Und der Volksmund hat weise Worte. Es ist schon so, der regelmäßigen und normalen Tage sind wenige im Leben; fast könnte man umgekehrt sagen, mindestens in dem Treiben der Riesenstadt Berlin: normal ist, dass jeder Tag etwas anderes bringt. Wenn das im alltäglichen Leben schon so ist, dann gilt das mindestens noch mehr vom Glaubensleben. Bei der Vertiefung in die Lebensgeschichte des Petrus müssen wir deutlich erkennen, dass im Leben dieses Mannes keine gradlinige, normale Entwicklung zu finden ist. Da reiht sich nicht ein Kilometerstein an den andern, wie auf einer sauberen Landstraße Mitteldeutschlands. Da geht es nicht Meile um Meile im gleichen Tempo und im gleichen Stil. Der Weg, den Petrus zurücklegen muss, gleicht eher einer Hochgebirgswanderung. Bald tut sich zur Linken ein Abgrund auf, vor dem man sich fürchten muss; bald reckt sich zur Rechten eine steile Wand empor, an der man sich vorbeiklemmen muss. Bald geht es über einen schmalen Grat, zu beiden Seiten gähnen die tiefen Gründe. Bald geht es über eine anmutige Wiese, durch schattige Täler, in denen die Quelle rauscht, und dann wieder geht es über steile und steinige Hänge, auf die die heiße Sonne glüht.

Das Glaubensleben gleicht einer Fahrt im Flugzeuge, und das ist wahrlich kein geruhsames Fahren und Fliegen. Da wird man hin- und hergeworfen, und man täte bald besser, statt vom Fliegen vom Luftreiten zu reden. Bald legen die Böen das Flugzeug auf die Seite, dann wird es wieder von ihnen emporgeschleudert; dann drückt es der Wind wieder herunter; dann sackt es durch einen luftleeren Raum, ununterbrochen in Bewegung. Aber man kommt doch hin, wo man hin will, und einmal landet es. Friedlich und sanft steht die Maschine da, als könnte sie gar nicht unruhig sein.

Die Entwicklung des Glaubenslebens ist keine gerade Linie, weder bei Petrus noch bei uns. Bergauf und bergab wogt es in uns, aber wir kommen ans Ziel.

Ist der Marmor auch spröde, Gott ist ein großer Künstler, der auch aus dem harten Stein das zu meißeln versteht, was Er Sich vorgenommen hat.

Jesus hat als treuer Hirt den Petrus mit Sich geführt über Berg und Tal, auf Höhen hinauf, immer höher. Herrlichkeiten hat Er ihm offenbaren können, aber Er hat nicht hindern können, dass über dem Haupt des Petrus sich Gewitterwolken zusammenballten. Er hat ihn zwar immer wieder gemahnt und hat doch nicht aufhalten können, dass, nachdem das weltliche Ich des Petrus mit den Booten verkauft war, doch in der Brust des glaubenden Petrus das fromme Ich geboren wurde, das von Monat zu Monat immer mehr answoll. Je gewaltiger die Wirksamkeit Jesu wurde, je strahlender das Antlitz des Meisters in der Vollmacht Seines göttlichen Berufes war, um so inniger hing sich Petrus an seinen Herrn, in glühender Verehrung. Aber leider, in dem Maße, wie die Schwingen seines Glaubens wuchsen, wuchs auch das elende Ich seines frommen Wesens.

Wer Ohren gehabt hat, zu hören, konnte schon mehrfach hören, dass ein fernes Grummeln ein kommendes Gewitter anzeigte. Wenigstens zweimal, solange wir das Lebensbild des Petrus betrachten, hat es in der Ferne gefunkt und aufgeflammt. Das erste Mal, als Petrus auf die Wellen sprang und doch versank: „O, du Kleingläubiger.“ Das andere Mal, da Petrus in Cäsarea Philippi versuchte, den Meister beim Arm zu nehmen und beiseite zu ziehen: „Das widerfahre Dir nur nicht.“ „Weiche hinter Mich, du Satanas!“

Jesus ist ein treuer Hochgebirgsführer und hat es nicht fehlen lassen an Warnungen. Aber so geht es oft. Der Wandersmann will sich nicht warum lassen von dem kündigen Führer, der den Finger erhebt, weil es an einer scharfen Biegung um den Felsen oder über den Grat geht. Da kann es dann nicht wundernehmen, wenn der achtlos die Warnungen in den Wind schlagende Wanderer eigenwillig seinem Verderben entgegengeht. So folgt dann auch auf den vierten Akt der fünfte Akt der Lebensgeschichte des Petrus, und mit Flammenzeichen steht darüber geschrieben: „Die Katastrophe“, die unvermeidlich kommen musste, nachdem der Heiland vergeblich versucht hatte, Petrus von seinem Ich zu lösen.

Petrus hatte noch kein Verständnis für das Kreuz Jesu, für die Tatsache, dass mit der Nachfolge Jesu das Leid verbunden ist und dass, wer in die Fußstapfen Jesu tritt, bereit sein muss zum Tragen. Er hatte auch noch kein Verständnis für die Abgrundtiefe seiner Sünde. Er hält noch recht viel von sich. Im Gegenteil, je länger er mit Jesu geht, desto größer wird er in seinen eigenen Augen. Er sonnt sich in den segensreichen Taten seines Herrn. So geht er dann, schier unaufhaltsam und schwerlich anders zu retten, der Katastrophe entgegen.

Drei gewaltige Abschnitte kennzeichnen den Gang der Katastrophe:

1. das Wetterleuchten, das warnend am Horizont verblinkt,
2. die Gewitterschwüle, die immer unheimlicher, immer lastender sich auf das Haupt des Petrus legt,
3. der Blitzschlag, der das Haus des Petrus, sein selbstgebautes Haus des frommen „Ich“, in Trümmer legt und den Bewohner des Hauses mit tränenden Augen am Bettelstab von dannen ziehen lässt.

Wer auf das Wetterleuchten nicht acht hat und in der Gewitterschwüle nicht zur Besinnung kommt, darf sich nicht wundern, wenn ihn der Blitzschlag trifft.

1. Das Wetterleuchten.

Ehe das Gewitter sich entlädt, wetterleuchtet es deutlich dreimal am Horizont des Petrus.

➤ Das erste mal bei der Fußwaschung. Die Feder des Johannes zittert noch nach Jahrzehnten, als er diese geheimnisvolle Geschichte niederschreibt. Christus, der König, erhebt sich von Seinem Stuhl, um den Schutz eines Knechtes umzubinden und sich niederzubeugen, dass Er die Füße Seiner Jünger wasche. Es ist ergreifend, wie durch diese Tat zum Ausdruck kommt, dass die göttliche Herrlichkeit nie majestätischer und gewaltiger sich auswirkt, als da und dann, wenn Jesus sich am tiefsten erniedrigt. Jesus war voll göttlicher Erkenntnis, dass Er aus der Welt zum Vater ging. Mehr denn je stand Er in der Vollmacht Seines göttlichen Selbstbewusstseins da, denn Er wusste, dass Ihm der Vater alles in Seine Hände gegeben hatte, dass Er vom Vater ausgegangen war und nun wieder zum Vater ging.

Und in diesem Augenblick, da um Sein menschliches Haupt sich die Gloriole Gottes legt, beugt Er sich nieder und wäscht Seinen Jüngern die Füße, als wäre Er der niedrigste und letzte Diener des Gasthauses. Bis Er an Petrus kommt, verharrt die Jüngerschar in heimlich-unheimlichem Schweigen. Wie so oft schon, stehen sie auch dieses Mal fragend und rätselratend vor dem, was Jesus tut. „Sie verstanden der keines, was Er tat.“ Aber soviel Demut haben sie doch schon gelernt, dass sie nicht mit ihrem Maß die Worte und Taten Jesu messen, sondern dass sie lieber stille halten, auch wenn sie es nicht erfassen. So geht ein merkwürdiges Schweigen durch den Raum, bis Er an Petrus kommt. So wie wir Petrus kennen, passt es gut zu seinem Bilde, dass er hier aufbegehrt: „Nimmermehr sollst Du mir die Füße waschen,“ Du Heiliger, und ich der Sünder. Wie sollte sich das reimen, dass Du mir die Füße wäschest? Das klingt wie das Bekenntnis einer tiefen und echten Demut.

Aber ach, was kann in einem Herzen nicht alles zu gleicher Zeit sein. Wie hat unser menschlich Gemüt Raum für die schier unvereinbarsten Gegensätze. Es scheint Demut zu sein, und ist doch nichts als nackter Stolz. Es ist hoffärtigste Selbstgefälligkeit, die sich hier bei Petrus zu Worte meldet.

Damals, als alle im Schiff blieben, sprang er aus der sicheren Bucht der Schiffsplanken heraus dem Meister entgegen. Wie schlug sein stolzes Herz, dass er gewagt hatte, wovor die andern zitterten. Als die andern auf die Frage des Meisters: „Wer sagt denn ihr, dass Ich sei?“ nachdenklich schwiegen, da sprang er vor: „Du bist Christus.“ Und jetzt in diesem Augenblick, als alle in mehr peinlichem als andächtigem Stillesein sich die Fußwaschung gefallen lassen, springt er hoch: „Nein, nimmermehr!“ Das ist nicht Demut, sondern Hoffart. Statt sich in Demut zu beugen unter das Wort und vor der Tat seines Meisters, will er es besser wissen; und alles Besser-wissen-wollen ist Hoffart.

In großer Freundlichkeit will Jesus ihm klarmachen, um was es sich handelt. Du verstehst das jetzt noch nicht. Petrus, habe Geduld, warte ab, du wirst es noch einmal erfahren. Aber Petrus: Nein und nochmals nein, um keinen Preis und nimmermehr sollst du mir die Füße waschen. – Es ist nicht nur Torheit, sondern auch Sünde, gegen Gott nein zu sagen. Und es ist nicht Demut, sondern grenzenloser Hochmut, den sich herabbeugenden Jesus fortzustoßen mit einem großsprecherischen „Nimmermehr.“

Da wetterleuchtet es: „Petrus, Petrus, wasche ich dich sticht, so hast du kein Teil mit mir.“ Da ist der Blitz am Horizont hingefahren. Petrus hätte wohl achtgeben sollen, wohin

er sich verstiegen hatte mit seinem frommen Ich, das sich in kecker Anmaßung über Jesus stellte.

➤ Zum zweiten Male wetterleuchtet es auf dem Wege nach Gethsemane. Sie sind aufgestanden vom Gründonnerstagsmahl; geheimnisvolles Dunkel liegt über dem Haupte Jesu und auf den Häuptern Seiner Jünger. Einer ist schon hinausgegangen, Ihn zu verraten. Die andern werden Ihn gar bald verlassen, und der mit dem frommen Ich, der Selbstgefällige, Selbstsichere wird in der Katastrophe zum Verleugner werden. „In dieser Nacht werdet ihr euch alle an Mir ärgern,“ spricht Jesus mit voller Ruhe. Wieder hören die andern Jünger stillschweigend zu. Sie können es auch nicht fassen, wie das möglich sein soll, aber sie hören still zu und nehmen es zu Herzen. Petrus jedoch kann den Mund nicht halten: Und wenn sich alle an Dir ärgern, ich nicht, ich nicht! So weit ist er gekommen mit seinem frommen Ich, dass er solchen Mut zu sich selber hat, solch kühnen, frechen Mut zu seinem eigenen Glauben, dass er es wagen kann, zu prahlen: wenn alle, ich nicht. Statt dass er Angst vor sich selber hat und auf der ganzen weiten Welt niemanden so fürchtet, wie sich selbst, geht er in stumpfer, dumpfer Selbstsicherheit seinen Weg. Und als Jesus ihm noch einmal mit unübersehbarem Wetterleuchten ins Gewissen hineinbrennt: „Ehe der Hahn kräht, wirst du Mich dreimal verleugnen,“ kommt es wie das Jubellachen eines Siegers aus der Brust des Petrus: „Und wenn ich mit Dir sterben müsste, so will ich Dich doch nimmermehr verleugnen.“

Auch dieses Wetterleuchten auf dem nächtlichen Wege durch das Kidrontal nach Gethsemane musste am Horizont niederflammen, ohne seinen Warnungsdienst mit Erfolg tun zu können. Petrus blieb selbstsicher nach wie vor. Und wie töricht ist es doch, dass der Mensch auf sich selbst baut. Wie hat das Gretchen in Goethes Faust am Brunnen gestanden und sich ereifert, wenn andere Mädchen fielen. Wie selbstsicher und stolz zog sie ihre Straße, wie eitel und selbstgefällig konnte sie am Brunnen schmälern. Und über ein Kleines lag sie selber auf den Knien: Ach neige, du Schmerzenreiche, dein Antlitz gnädig meiner Not!

Vor etlichen Jahren sagte ich in einem Dorf zu einem Handwerksmeister, der ein loses Leben führte: Er solle es ernster nehmen mit Gott und Gottes Wort, sonst wäre die Katastrophe nicht aufzuhalten. „Kann mir nicht passieren,“ lächelte er, und als ich vorige Woche durch diese Gemeinde kam, erzählte man mir: Heute ist das Haus des Handwerksmeisters unter dem Hammer. So geht es uns, wenn wir übersehen, dass der Heiland es Wetterleuchten lässt in unserem Leben, dass Er uns warnt vor uns selbst.

➤ Das dritte Mal wetterleuchtet es ganz grell und hell bei der Gefangennahme Jesu. Petrus hätte wahrlich in Gethsemane aufmerken sollen, als der Heiland über ihn, den Schlaftrunkenen, klagen musste: „Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit Mir wachen?“ Wenigstens hier hätte Petrus das Wetterleuchten erkennen sollen. Aber seine Selbstgefälligkeit hat ihn blind gemacht. Und auch sein blinder Eifer für Jesus kommt aus dem frommen Ich.

Jesus geht den Schergen entgegen, die Ihn haschen wollen. Nachdem Er ja gesagt hat zu dem Willen Seines Vaters, gibt Er mit Gelassenheit Sein Leben in die Hände der Mörder. Aber Petrus greift zum Schwert, schlägt in der flammenden Hitze der Begeisterung für die Sache seines Königs dem ersten besten Kriegsknecht ein Ohr ab. „Stecke dein Schwert ein, Petrus,“ wetterleuchtet es nun zum drittenmal. Petrus, das ist fleischlicher Eifer. Ich will keine Mission mit der Faust. Hast du vergessen, was Ich zu euch sagte, als ihr auf das Samariterdorf Feuer fallen lassen wolltet: „Wisst ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?“

Das Besser-wissen-wollen, als der Herr es weiß, hat seine Wurzel in dem frommen Ich. Der Mut zu sich selber stammt aus dem frommen Ich. Der fleischliche Eifer, der mit Enthusiasmus zum Schwerte greift, kommt aus dem frommen Ich.

„Stecke dein Schwert ein!“ Umsonst! Die Blitze des Wetterleuchtens sind niedergeglüht, nur die dunkle schwarze Wolkenwand schiebt sich hoch und höher hinauf und zieht sich über dem Haupt des Petrus zusammen. Da er auf das Wetterleuchten, das ihn warnen will, nicht acht gibt, kann ihm die unheimliche Gewitterschwüle nicht erspart bleiben, die über dem Hof im Palast des Hohenpriesters lagert.

2. Die Gewitterschwüle.

Jesus ist in den Händen der Soldaten, die Ihn fortschleppen in den Palast des Kaiphas. Petrus folgt von ferne, um zuzuschauen, wo es hinaus will. Gewitterschwüle liegt über dieser Szene. Da ist nichts mehr von dem fröhlichen Wandertritt eines lebendigen Glaubens, nichts mehr von dem kühnen Sprung auf die Wellen. Es lastet die dumpfe Schwüle dies frevelhaften Ehrgeizes auf diesem Wege. Ich habe doch gesagt, dass ich Ihn nicht verlassen wolle; ich kann mich doch nun nicht lächerlich machen; ich muss doch zu meinem Worte stehen. Nicht der Glaube, sondern der Ehrgeiz treibt ihn. Nicht an der Seite seines Meisters tut er gewisse und tapfere Schritte, sondern von ferne schleicht er hinterdrein. Nicht mit offenem Visier tritt er in den Kampf, sondern als ein verkappter Lügner ist er Schlachtenbummler, der nur zuschauen will. Nicht als Nachfolger, sondern als Zuschauer geht Petrus in den Palast hinein. Und wo er keine Glaubensschritte mehr tut, da wird sein Schritt unstet. Nie vorher und nie nachher ist Petrus je so unstet und flüchtig hin- und hergeeilt, wie hier in dieser Stunde. Bald ist er an der Pforte, da schaut die Magd ihm in die Augen; bald ist er am Feuer bei den Soldaten, doch auch da entdeckt man ihn. Bald eilt er in die Halle, doch auch da leuchtet man ihm ins Gesicht. Es ist nicht mehr der siegesgewisse, feste Tritt des Glaubenden, sondern der flüchtige, unstete Gang des ehrgeizigen, der Katastrophe entgegentaumelnden Zuschauers.

So lastet die Gewitterschwüle auf jedem Menschen, der nicht acht gegeben hat auf die Warnungssignale und Wetterzeichen, die Gott zuvor aufleuchten ließ. Wir meinen auch gelegentlich in unserer Selbstsicherheit, wenn wir von Sünden anderer Menschen hören, dies und das könne uns nicht passieren. Diese kleinen Unlauterkeiten in Geldsachen, die da und dort in unserer Buchführung einmal vorgekommen sind, könnten weiter keine schädigenden Folgen haben. Die unkeuschen Blicke, die dann und je von einem Geschlecht zum andern geworfen wurden, dürften nicht so arg anzusprechen sein. Viele sind der Ansicht, wir könnten uns das gestatten. Aber wir irren uns gar sehr, wenn wir meinen, dass wir das unstete und unsichere Flackern im Blick unserer Augen verbergen könnten, das die notwendige Folge davon ist. Aber wer die Wetterzeichen nicht beachtet und in der Gewitterschwüle nicht zur Besinnung kommt, der ist nicht anders zu retten, als dass der Blitz ihn trifft.

3. Der Blitzschlag.

Der Teufel regiert die Stunde. Der Heiland steht vor den Hohenpriestern und Schriftgelehrten. Sein Messiasbekenntnis wird als Gotteslästerung angeprangert. Wahrhaftig, die Hölle triumphiert. Dort rennt Judas hin und her und wirft klirrend die 30 Silberlinge, dass sie über die Fliesen des Tempels springen. Hier sitzt Petrus am

Lagerfeuer, lügt, schwört, verflucht sich, dass er Ihn nicht kennt. Da zuckt der Blitz. Aus den Augen seines Heilandes trifft er ihn. Es ist der Flammenblick des heiligen Gottes, der mit richterlicher Majestät einst den Jesaja in die Knie trieb: „Weh mir, ich vergehe, denn ich bin unreiner Lippen.“ Es ist das Flammenauge des heiligen Gottes, das den Johannes so traf, dass er ohnmächtig zusammensank. Es ist der unerbittlich heilige und doch so wehe Blick, der aus dem Antlitz Jesu kommt und nunmehr endgültig das fromme Ich Seines Jüngers richten muss. Aber es ist zugleich doch auch der liebevoll glühende Blick des Heilandes, ein Blick voll Wehmut und Barmherzigkeit, ein Blick voll namenloser Trauer darüber, dass Petrus zu der Qual seiner Einsamkeit und Verlassenheit nun auch noch die Qual einer Verleugnung häuft. Ein Blick voll Not und Einsamkeit und doch ein Blick voll Güte und Vergebung. Da ist Petrus zusammengebrochen. Da ist alles, was sich in ihm aufgebauscht und aufgebläht hatte zu dem frommen Ich, in der glühenden Flamme dieses Blickes zergangen, und in den Tränen seiner Reue muss das unetwackelnde Licht seines frommen Ichs erlöschen.

Vielleicht wetterleuchtet es gerade auch über unserem Leben. Der Geist Gottes stellt Warnungssignale auf. Er zieht die Sturmbälle zur Warnung vor der brüllenden See. Er setzt das rote Signal, das dem Zugführer Kunde gibt, dass er nicht weiterfahren darf.

Wollen wir nicht achtgeben auf das Wetterleuchten unseres Gottes? Wollen wir trotz der Sturmbälle hinaussegeln, trotz, des roten Lichtes das Warnungssignal überfahren? Es sind viele unter uns, die das Wetterleuchten schon übersahen, und die nun schon mittendrin stehen in der Schwüle des Gewitters. Wollen wir es nicht doch lieber machen wie Josef, der den kostbaren Rock zurückließ, um nur so schnell wie möglich aus dem Haus der Potiphar zu entinnen und dem geilen Blick des verführerischen Weibes zu entfliehen? Lasst uns lieber dies und das drangeben und opfern, aber nur heraus aus der unheimlichen Schwüle, von der wir spüren, über kurz oder lang führt sie zur Katastrophe. Andere unter uns stehen mitten drin im Bankrott, im Blitzstrahl, der aus der Ewigkeit her sie traf. Auch dann wollen wir es uns gesagt sein lassen, jetzt im Augenblick, da wir es spüren, dass das selbstgebaute fromme Ich in Trümmern zusammengesunken ist: die Tränen über unsere Sünden führen uns in die Arme unseres Heilandes.

Jesus hatte durch Seine Fürbitte für Petrus in wunderbarer Vorsehung einen Zaun gebaut um den Abgrund der Verzweiflung, in den er sonst sicher gestürzt wäre, genau so wie Judas. Der Fürbitte unseres Gottes verdanken wir es, wenn wir noch imstande sind, Tränen über unsere Sünde zu weinen, wenn wir noch nicht verzweifelt sind und Hand an uns selber legten.

Aber warum müssen wir Menschen uns denn erst immer den Kopf blutig rennen, ehe wir klug werden? Warum erst die Finger verbrennen, ehe wir es glauben, dass das Feuer versengt? Warum erst aus hundert Wunden bluten, ehe wir einsehen, dass wir uns nicht trauen können, sondern dass wir alle Ursache haben, vor uns selber auf der Hut zu sein?

Jesus kommt mit uns ans Ziel. Lassen wir das Wetterleuchten achtlos verglühen, dann lässt Er die Schwüle auf uns lasten. Und kommt Er so noch nicht zum Ziel, dann lässt Er uns fallen, damit wir wach werden, lässt den Blitz, einschlagen, durch den alles abbrennt, was an Eitelkeit und Selbstgefälligkeit in uns steckt. Jesus kommt zum Ziele mit uns. Er möchte so gern gerade Wege führen, warum wollen wir denn Umwege machen?

Ach, mein Herr Jesu, wenn ich Dich nicht hätte,
Und wenn Dein Blut nicht für die Sünder red'te,
Wo wollt' ich Ärmster unter den Elenden
Mich sonst hinwenden?

2. Teil

Ein anderer wird dich gürtet und führen, wohin du nicht willst.

VI.

Ein neuer Morgen.

Johannes 21, 15 – 19

*Ob bei uns ist der Sünde viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnade.*

Die Nacht vergrößert alles. Wir kennen gewiss alle das Unheimliche der schlaflosen Nächte, wenn es knackt in den Bohlen und knistert in den Tapeten, wenn so merkwürdig unheimliche Geräusche durch die Luft gehen, und man nicht weiß, ist es der eigene Puls, der bis in das Ohr hineinschlägt, oder sind es gar Dämonen oder am Ende ganz natürliche Dinge, die sich nächtlich bewegen. Wer einmal krank und fiebernd die Nächte hat durchwachen müssen, der weiß, wie die Nacht alles vergrößert und alles vergrößert, wie auch kleine und kleinste Dinge unheimliche Formen und gigantische Größe annehmen, der kann auch recht den Seufzer verstehen: Hörer, ist die Nacht bald hin? Wie sehnsüchtig erwartet man Glockenschlag auf Glockenschlag, und wie ist das Herz überwältigt, wenn dann endlich das erste Morgendämmern durch die unheimliche Nacht hindurchbricht. Die Nacht vergrößert aber nicht nur die unheimlichen Geräusche um uns, sondern auch die unheimlichen Geräusche in uns drinnen. Bei Tage gelingt es uns gar geschwind, das schlechte Gewissen zur Ruhe zu bringen, aber in dem schauerlichen Dunkel der Nacht gelingt das nicht. Vielleicht kennen wir auch da aus eigener Erfahrung den Seufzer: Hüter, wird die Nacht der Sünden bald verschwinden?

Es muss eine unheimliche Nacht um Petrus gewesen sein, als er aus dem Palast des Hohepriesters Kaiphas herausflüchtete in die Einsamkeit der dunklen Welt, bitterlich weinend. Und es hat der Nächte mehr als eine gegeben zwischen dieser Donnerstagnacht und dem Ostermorgen. Es muss schauerlich in der Seele des Petrus ausgesehen haben, denn er hatte wenig Hoffnung, dass jemals diese Nacht vorübergehen würde. In ihm und mit ihm ging die grauenvolle Frage um: Wird die Nacht, in die mich meine eigene Schuld gestoßen hat, überhaupt je wieder fliehen? Wird die Unruhe meines Herzens, dass ich den Herrn verleugnet habe, mit dem ich doch durch das Feuer gehen wollte, je wieder stille werden? Wird die Stimme meines Gewissens, die mich verklagt, je wieder schweigen?

Wir haben über den fünften Akt das letzte Mal als Thema geschrieben: „Die Katastrophe.“ Damit hatte der erste Teil der Lebensgeschichte des Petrus sein Ende gefunden. Katastrophe war das letzte Wort.

Ist das nun wirklich das Letzte, was über Petrus gesagt werden kann? Schließt die Biographie des Petrus ab mit drei langen Gedankenstrichen? „Er ging hinaus und weinte bitterlich. – – – “ Können wir nur drei Punkte zum Schluss machen, als wären es Tropfen seiner Tränen, und dann geht es hinein in die unendliche Nacht voll Grauen und Not und Gewissensqual? Jawohl, die Lebensbeschreibung des Petrus würde hier enden in Nacht und Not, wenn das Leben seines Meisters in der Nacht des Leidens geendet hätte. Wenn auf die Karfreitagnacht kein Ostermorgen im Leben Jesu gefolgt wäre, dann fände die Lebensgeschichte des Petrus hier ihr Ende in schauerlicher Nacht, ein Blick voll Wehmut und Verzweiflung, ein Antlitz voller Tränen.

Aber Gott sei Dank, auf das erste Buch der Lebensgeschichte des Petrus folgt ein zweites, auf die Katastrophe, mit der der erste Band abschloss, ein neuer Morgen, mit dem das zweite Buch über Petrus beginnt.

Ein Doppeltes schauen wir an diesem Morgen, der über Petrus aufgeht:

1. Die letzten Schatten der Nacht.
2. Die ersten Strahlen des Tages.

1. Die letzten Schatten der Nacht.

Zwischen dem ersten und zweiten Bande der Lebensgeschichte des Petrus liegen dunkle Stunden der Not, nicht minder dunkle Stunden der Not in den Herzen auch der anderen Jünger, denn sie alle miteinander haben die Flucht ergriffen, und es war nicht einer, der kein geschlagenes Gewissen hatte. Aber in der tiefsten Not steckt doch Petrus drin. Niemandem mag er ins Antlitz schauen. Es ist, als hielte er immer seine Hand vor die Augen, dass niemand sähe, was in ihm vorgeht. Er ist nicht nur enttäuscht von Jesus, von dem er so viel und so ganz anderes erwartet hatte, sondern ist allermeist enttäuscht von sich selber.

Aber zwischen dem ersten und zweiten Band liegt nicht nur die Not, die auf den Jüngern lastet, sondern glänzt doch auch das Licht des Sieges, das aus dem offenen Grabe strahlt. Der Stein ist abgewälzt. Das Grab ist leer. Die Soldaten sind ohnmächtig zu Boden gesunken. Johannes und Petrus sind außer sich vor Verwunderung ans Grab gelaufen und haben hineingeschaut. Von dem Wunder haben sie noch nichts verstanden, und mit Achselzucken gingen sie fort vom Grabe.

Zwischen dem ersten und zweiten Band dieser Lebensbeschreibung des Petrus muss auch schon eine Begegnung zwischen Jesus und Petrus liegen, die in der Schrift nur angedeutet ist. Da ist das erste Schimmern der Morgendämmerung hineingefallen in die schauerliche, fürchterliche Nacht des Petrus. Ein ganz kleines Hoffnungslicht ist ihm aufgegangen, dass, wo die Sünde mächtig geworden ist, die Gnade noch mächtiger ist. Aber das letzte Wort ist noch nicht gesprochen zwischen Jesus und ihm. Die Nacht ist durchaus noch nicht ganz gewichen, die auf seinem Gemüte liegt. Noch ist der Tag nicht angebrochen, noch die Vergangenheit nicht geordnet. Noch bestimmt das Wort des Petrus Tage, das aus seinem eigenen Munde kam: „Ich will hin fischen gehen.“ Durch dieses Wort kommt aufs Ergreifendste zum Ausdruck, dass Petrus die Konsequenzen seiner

Schuld gezogen hat: mit mir und meinem apostolischen Beruf ist es aus. Ich habe verspielt. Ich bin für die Sache des Reiches Gottes erledigt. – Er weiß wohl schon, dass Jesus zu neuem Leben auferstanden sein müsse, aber in seinem Innern ist nichts von der Gewissheit, dass auch für ihn noch eine Aufgabe vorhanden sei in diesem neuen Reich. Er will wieder Fische fangen. Zu dem Handwerk, das er einst aufgegeben hat, kehrt er jetzt wieder zurück, in aller Nüchternheit, als einer, der weiß, mir bleibt nichts anderes übrig. Der selige Traum, dass ich ein Jünger und Apostel Jesu sein sollte, endete im schauerlichen Erwachen, dass ich ein Verleugner bin. Der Sturm der Begeisterung, mit dem ich zu den Fahnen Jesu eilte, ist abgeflaut. Die Saiten in meinem Herzen sind zersprungen, auf denen Jesus spielen wollte. Das Schwert in meiner Hand, das blanke Schwert des Glaubens, ist rostig geworden durch Verleugnung und feige Flucht, es taugt nicht mehr zum Dienst für Jesus. Verrat, den ich am Meister übte, drückt mich nieder. Es bleibt mir nichts; „ich will hin fischen gehen.“

Beachten wir, auch in diesem Zeitpunkt ist er noch der ganze Petrus im Kreis der andern Jünger. Er immer vorneweg. Er war der erste, vorneweg und vornan, als damals die Morgensonne des Glaubens über Galiläa aufging. Er der erste, der es wagte, vom sicheren Deck des Schiffes hinabzuspringen auf die wilde See. Er der erste, der vorsprang, als der Meister fragte: „Wer sagt denn ihr, dass Ich sei?“ Er der erste und zugleich auch der letzte, der ans Schwert griff, als die Häscher den Meister fangen wollten. Er war der erste vornan, als es galt, bergan zu stürmen, in heller Begeisterung für seinen Meister. Er ist nun auch der erste, als es gilt, bergab zu steigen, im schmerzlichen Verzicht auf den Beruf des Apostels.

Die anderen Jünger kamen immer hinterdrein. Auch dieses Mal. Sie sprachen zu ihm: „So wollen wir mit dir gehen.“ Petrus ist und bleibt Petrus, sowohl der vorwärtsstürmende als auch der abwärtssteigende.

Aber es ist Nacht. Nacht in dem Herzen und Nacht da draußen auf dem See. Und die Nacht bringt ihnen keinen Segen. Der sie berufen hat, Menschen zu fischen, legt keine segnende Hand auf ihre Karpfenfischerei. An Gottes Segen ist alles gelegen. Und Er will sie nicht segnen zu diesem irdischen Handwerk, zu höherem Dienst hat Er berufen.

Aber als es Morgen wird, steht Jesus am Ufer. Sie haben in der Nacht nichts gefangen. Doch als der Morgen kommt, steht Einer am Ufer und sagt zu ihnen: „Werft das Netz zur Rechten aus.“ Da tun sie einen Fischfang, wie einst, als das Morgenrot des Glaubens am Horizont der Lebensgeschichte des Petrus aufstieg. Und Johannes raunt es dem Petrus ins Ohr: „Es ist der Herr.“ Und Petrus springt ins Wasser, seinem Meister entgegen. Er ist und bleibt derselbe vor und nach der Verleugnung. Aus dem Löwen wird niemals ein Lamm, genug, wenn in der Zucht des lebendigen Gottes ein gebändigter Löwe daraus wird. Er springt auch jetzt wieder, wie am Morgen seines Glaubens, seinem Heiland entgegen. Petrus bleibt nun einmal Petrus.

Da ist die Nacht zu Ende. Wo Jesus zu einem Menschen tritt, wird die Nacht licht, wird das Dunkel taghell. „Da es aber Morgen war, stand Jesus am Ufer.“ Und es bricht nun auch im Herzen des Petrus ein neuer Morgen an. Zwar kämpft die Nacht noch mit dem Tag; die Schatten weichen noch nicht ganz, aber je höher die Sonne steigt, um so schneller müssen die Schatten fliehen. Allerdings liegen die Schatten noch in den Tälern, wenn die Sonne schon auf den Berggipfeln glüht.

„Simon Jona, hast du Mich lieber, denn Mich diese haben?“ Wir spüren deutlich, dass der Heiland aus innerer Notwendigkeit heraus nicht anders kann und darf, als noch einmal

mit Seinem Licht hineinleuchten in den dunklen Winkel des Petrus-Herzens. Weil er je und je sich überschätzte, weil er sich höher dünkte, denn die anderen, weil er es nicht lassen konnte, sich mit den anderen zu vergleichen, darum mündete ja einst sein Stolz in die hochmütig anmaßenden Worte: „Wenn sich alle an Dir ärgern, so will ich mich doch nicht an Dir ärgern.“

Darum muss noch einmal von den dunklen Schatten der Nacht geredet werden, ehe das helle Licht des neuen Tages in das Herz des Petrus fallen kann. Petrus ist bescheidener geworden. Er vergleicht sich nicht mehr mit den anderen. Den hoffärtigen Stolz hat er im Palast des Kaiphas zurückgelassen; aber ein ganz klein wenig Mut zu sich selber hat er doch noch, denn mit einem kühnen: „Ja, Herr, ja, Du weißt, dass ich Dich lieb habe,“ antwortet er auf die Frage seines Meisters.

Die Sonne Jesu steigt höher hinauf, und je höher sie steigt, je mehr sie über die Berge hinüberscheint, um so mehr wirft sie ihr Licht hinein in die dunklen Täler der Gebirgswelt.

Der Grieche hat drei Worte für Liebe: Eins für die volle Hingabe, die das Herz verschenkt an den anderen, die Liebe, die immer sich gleich bleibt, ob man ihr alles gewährt, ob man ihr alles versagt; die Liebe, die alles hofft und alles trägt.

Das zweite besagt soviel: wie seelische Zuneigung eines Menschen zu einem anderen, die sich steigern kann zu begeistert schwärmerischer Freundschaft mit dem anderen oder gar zu einer Vergötterung des andern.

Und das dritte bezeichnet die sinnliche, triebhaft-sinnenhafte Liebe, die körperliche Begierde, das Drängen von Blut zu Blut, das nach Befriedigung des Fleisches trachtet.

Bei der zweiten Frage fragt Jesus ihn: „Hast du Mich lieb“, mit dem Wort, das gleichbedeutend ist mit der Liebe aus 1. Kor. 13. Jesus fragt ihn mit prüfendem Blick: Ist es wirklich heilige Liebe bei dir, oder ist es wieder deine alte schwärmerische Begeisterung, die aus dem seelischen Menschen kommt und die des Geistes Gottes entbehrt? Petrus merkt bei dieser Frage die Wunde Stelle seines Charakters, dass er wohl voll seelischer Begeisterung ist, aber so wenig voll heiligen Geistes, dass er wohl eine schwärmerische Zuneigung zu Jesus hat, aber doch nicht die Liebe, die einer Feuerprobe standhält, auch einer Feuerprobe im Palast des Hohenpriesters. Darum antwortet er: „Du weißt, dass ich Dich lieb habe“ und meint damit: Heiland, ich habe vielleicht noch nicht die heilige Liebe, die Du bei mir suchst; aber die herzliche Zuneigung zu Dir musst Du doch spüren!

Aber noch dunklere Stellen müssen durchleuchtet werden. Jesus geht ein auf die letzte Antwort des Petrus und stellt nun sogar seine schwärmerische Zuneigung in Frage. Wirklich, Simon Jana? Ist denn wenigstens deine Zuneigung echt oder auch das am Ende noch Selbstüberschätzung bei dir? Da ist dem Petrus hineingeleuchtet worden bis in die letzte dunkle Kammer seines Herzens. Am Ende soll nicht einmal seine Begeisterung für Jesus echt sein? Da wird er traurig. Es ist, als ob noch einmal die Sonne des neuen Tages verschwindet, als ob von neuem sich die Nebel der Nacht heruntersenkten und alles verdunkeln. Er wagt jetzt nicht mehr zu sagen: Ja, Herr, ja, Herr, sondern seufzt nur noch mit tränenerstickter Stimme: „Herr, Du weißt alle Dinge, Du weißt, dass ich Dich lieb habe.“ Dein Licht leuchtet hinein bis in den letzten Winkel meines Herzens. Herr, Du musst es wissen, ob unter der Asche meines Wesens noch ein Funke von der Glut echter Liebe ist. Herr, Du weißt alle Dinge; ich weiß nichts mehr. Ich mag auch gar nicht mehr mich

selbst betrachten und mich selbst befragen. Du weißt alle Dinge, Du weißt auch, ob unter der winterlich harten Kruste meines Herzens noch Lebenskeime stecken, dass neue Früchte werden können. Herr, Du weißt es, und Du musst es wissen, ob ich Dich lieb habe.

Das sind dunkle Schatten, aber es sind die letzten Schatten. Denn auch die letzten Schatten im Tal müssen weichen, je höher die Sonne steigt. Und so ist denn auch das Letzte, was wir auszusagen haben, nicht, dass wir vom Schatten und von der Nacht sprechen, sondern, dass wir zeugen dürfen von den Strahlen eines neuen Morgens.

2. Die ersten Strahlen des Tages.

➤ Was ist das für ein warmer Strahl aus der Ewigkeit, der in das Herz des Petrus fällt, als die Sonne Jesu auf ihn niederglüht, und der holdselige Mund seines Meisters zu ihm, dem umnachteten und überschatteten Mann, spricht: „Hüte meine Lämmer!“ Das ist zwar ein bescheidener Auftrag. Darin ist nichts gesagt von den Überwältigenden Aufgaben, die dieser selbe Jesus später in Seinem ersten Auftrag schon dem Paulus stellte. Es ist vielmehr ein ganz bescheidener Gänselieseldienst, das schlichte Tagewerk eines Hütejungen, die anspruchslose Arbeit eines Hirtenknaben. „Hüte meine Lämmer!“ Und doch bricht es in die Nacht der Verzweiflung des Petrus hinein mit Wunderbarer Leuchtkraft: ich darf doch wenigstens noch Hütejunge sein. Ich bin doch wenigstens noch würdig zum Hirtenknabendienst. Und es ist doch zugleich ein herrliches Amt, dass er sich herabneigen darf zu den Schwachen und Verachteten, zu denen die noch nicht recht mitkommen können mit der großen Herde. Das ist so recht Licht aus der Sonne Jesu, dass die ersten Strahlen, die Er ins Herz Seines Apostels sendet, Zeugen Seines göttlichen Erbarmens und Seiner göttlichen Liebe zu den Lämmern sind, zu den Kleinen und Bescheidenen in der Welt, zu den Schlechtweggekommenen, die man verachtet, und um die sich niemand sonst kümmert. Aber Jesus hat sie lieb, die kleinen Lämmer. Weil Er weiß, auch sie sind durch Sein Blut erkaufte, und weil Er weiß, auch die Schwachen und Kleinen werden einmal stark s ein.

➤ Ein zweiter beseligender Strahl des Lichtes Jesu fällt hinein in die Nacht des Petrus. Die zweite Dienstanweisung heißt: „Regiere meine Herde!“ Nun stellt der Heiland Seinem Jünger schon größere Aufgaben. Nicht nur: berufen zur Arbeit im Kleinen und am Kleinen, sondern gesetzt zum Regierungsdienst. Sein Apostolat wird hier aufs Neue begründet. Zwar soll er nicht herrschen, aber er soll führen im Auftrag Gottes. Es ist nicht seine eigene Herde, sondern es ist die Herde seines Meisters, in der er Bischof sein soll auf höheren Befehl.

➤ Und schließlich, wie erquickend leuchtet der Sonnenstrahl Gottes hinein in das dunkle Petrus-Herz, als ihm mit dem letzten Wort des Herrn der Auftrag zuteil wird: „Weide Meine Schafe!“ Nicht nur darum geht es, dass Petrus regieren oder an Schwachen und Ausgestoßenen Dienst tun soll; sondern die Schwachen sollen gestärkt, die Hungrigen gesättigt werden. Den Durstigen soll der Durst gestillt werden an dem frischen Quell, der aus der Ewigkeit quillt. Wer ist da wohl geeigneter, heilshungrige Menschen zu speisen, als der, der selber den Hunger kennenlernte? Wer ist da wohl geschickter, die Herde zu führen zu den Wasserquellen der vergebenden Liebe, als der Jünger, der selber schier verdurstet ist in der Sehnsucht nach Vergebung? Wer könnte es wohl besser verstehen, Schafe zu weiden, als der, der selber mit suchenden Augen sich nach der Weide sehnte?

Das Letzte in den Führungen unseres Gottes ist niemals der Schatten der Nacht, sondern allemal das Licht des Tages. Über der Nacht von Karfreitag geht die Sonne des Ostermorgens auf. Auch die Lebensgeschichte des Petrus endet nicht mit der Katastrophe des Sünders, sondern in der seligen Sonne des Auferstandenen.

Ein neuer Morgen ist für Petrus angebrochen. Segenskräfte strömen aus der Ewigkeit in sein Herz hinein. Segenskräfte gehen von ihm in die Welt hinaus.

Nach den düsteren Nächten der Sintflut leuchtet doch auch für Noah ein neuer Weltentag. Nach Abrahams dunklen Jahren in Ägypten, auf den Wegen eigener Schuld, brach doch wieder ein neuer Frühling herein in milder Schönheit, da der lebendige Gott ihm aufs Neue begegnete. Und nach den schicksalsdunklen Jahren, die Moses erlebte, als er vor Pharao fliehen musste, ging doch auch ihm ein neuer Morgen auf, als Gott im flammenden Busch am Berge Horeb ihm erschien. Nach der winterstarrten Nacht der babylonischen Gefangenschaft kam doch noch einmal ein neuer Tag des Glaubens für das Volk Israel unter Esra und Nehemia. Nach der Katastrophe und ihren Schattenwirkungen, die den Petrus fast in Verzweiflung trieben, ging doch die Sonne des auferstandenen Heilandes in neuer Barmherzigkeit auf.

Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Ihm ist viel mehr Gnade.

Der Heiland selber fasst den Inhalt der beiden Bände der Lebensgeschichte des Petrus zusammen in die Worte: „Da du jünger warest, gürtetest du dich selbst“ und das endet allemal mit einer Katastrophe und unter Tränen. Und über den zweiten Band schreibt er: „Von nun an wird dich ein anderer gürteten.“ Nun gehört Petrus nicht mehr sich selber, sondern er ist ein Geführter, ein Versklavter seines Herrn. Nun lässt er sich gürteten und führen, wohin er nicht will. So geht es zwar ins Martyrium und endet doch nicht mit Tränen, sondern in der Ewigkeit mit herrlichem Jubel. Denn allemal tut der Himmel sich auf, wenn Märtyrer sterben.

Der erste Band, der davon Kunde brachte, dass Petrus selber sein Leben in Frömmigkeit zimmern wollte, musste zum Schluss berichten von dem Zusammenbruch auch eines frommen Lebens. Der zweite Band beginnt nun damit, dass Jesus aufbaut, was Petrus zerstört hatte.

Nur weil das Licht Jesu aufgegangen ist, müssen die Schatten aus den Tälern weichen. Nur weil die Sonne Jesu am Himmel steht, kann aus dem starren Herzen des Petrus neues Grün kennen.

Wie die zarten Blumen
Willig sich entfalten
Und der Sonne stille halten,
Lass mich so, still und froh,
Deine Strahlen fassen
Und Dich wirken lassen.

VII.

Auf der Höhe seines Lebens ein Zeuge Jesu.

Apostelgeschichte 2 und 3

*In Wort und Werk und allem Wesen
Sei Jesus und sonst nichts zu lesen.*

Dank der Gnade Gottes endete das Leben des Petrus nicht mit der Katastrophe. Das ist der grundlegende Unterschied zwischen Petrus und Judas. Judas hatte nach dem Verrat als letztes Wort nur einen Fluch auf den zusammengepressten Lippen. Darum blieb ihm nichts als der Strick des Satans. Petrus weinte nach seiner Verleugnung wehe Tränen. Darum ward ihm zuteil der Blick seines Heilandes. Ein neuer Morgen brach für Petrus an. Neues Licht aus der Ewigkeit weckte neue Keime in seinem Herzen. Die Sonne der Liebe Jesu durchglühte von neuem sein erkaltet Herz. Die letzten Schatten der Nacht flohen davon. Die ersten Strahlen des Morgens hatten ihn getroffen aus den Augen seines Heilandes.

Heute steigen wir in das Bergwerk der Apostelgeschichte hinein. Sie ist eine wahre Fundgrube für das, was wir suchen. Sie ist ein Quellgebiet ohnegleichen, aus dem uns die Wasser nur so zuströmen, daraus uns das Bild des Petrus entgegenleuchtet. In den Evangelien schreitet Jesus mit und neben Seinen Aposteln, in der Apostelgeschichte wirkt Jesus in und durch Seine Apostel. Die Nachfolger Jesu sind Mitarbeiter Jesu geworden.

Dennoch ist es nicht lediglich biographisches Interesse, was uns das Bild des Petrus erforschen lässt. Drei Aufgaben haben wir uns zugleich gestellt. Drei Segnungen sind uns zugleich damit von Gott geschenkt. Während wir das Lebensbild des Petrus betrachteten, wurde uns die Herrlichkeit Jesu offenbar. Die meisterhafte, unvergleichliche Kunst der Erziehung Jesu, mit der Er den Jüngern nachging und sie heranbildete, hat es uns angetan. Der Blick vergebender Liebe, mit dem Er sich herabbeugte auf den tief gefallenen Petrus, hat uns getröstet. Der Fürst des Lebens, der aus den Kerkermauern des Grabes erstand und dann Ewigkeitskräfte hineinströmen ließ in Seine Jünger, hat die Sonne eines neuen Morgens auch über manchem Herzen in unserer Mitte aufgehen lassen.

Nicht minder gibt uns die Betrachtung der Lebensgeschichte des Petrus einen Blick für das Wachsen und Werden der Gemeinde Jesu. Aus der kleinen Schar der Jünger wurde die große Zahl der Gottesgemeinde auf Erden.

Während wir die Mosaiksteine zusammensetzten zum Bilde des Petrus, merkten wir, dass diese Steine auch ein gutes Bild ergaben, dem wir selber gleichen. Wir entdeckten in Petrus uns selbst. Wir fanden auf unserem Antlitz seine Züge und in seinen Nöten unsere Schwachheit. Auch wir wissen etwas von dem Zittern und Zagen in der Gefolgschaft Jesu.

Auch wir sind Wanderer zwischen Himmel und Hölle. Auch wir kennen leider nur allzu gut im eigenen Leben Katastrophen, da wir hinausgehen mussten, um bitterlich zu weinen. Aber Gott sei Lob und Dank, auch über uns ist dann und je die Sonne eines neuen Morgens aufgegangen.

Auch dies Kapitel, das uns den Petrus zeigt als den Führer der Gemeinde auf der Höhe seines Lebens, ist uns zum Vorbild geschrieben. Wenn wir auch zwar nicht Apostel sein sollen und Säulen der Urgemeinde, so sind wir doch samt und sonders dazu berufen, aus den Kinderkrankheiten des Glaubens herauszukommen und einmal wirklich das volle Mannesalter Jesu Christi zu erreichen. Die Vollkraft des Lebens, der strahlende Mittag der Wirksamkeit in der Gefolgschaft Jesu soll doch auch uns beschert werden. So mag denn auch uns das Ohr ganz offen sein für diesen Abschnitt der Lebensführung des Petrus.

Auf der Höhe seines Lebens ist er ein Zeuge seines Herrn. In Wort, in Werk, in Leid.

1. Im Wort.

Zwischen den ersten Strahlen der aufgehenden Morgensonne und dieser Szene, mit der wir heute beginnen, da Petrus im Tempel zu Jerusalem seine gewaltige Pfingstpredigt hält, liegt ein bedeutsames und entscheidendes Erlebnis. Es ist Pfingsten geworden in der Welt und im Herzen des Petrus. Petrus hat in seinem Leben mancherlei Brüche und Risse zu verzeichnen. Es war gewiss für ihn und uns ein Bruch, als wir zum ersten Male die Vergangenheit eines weltlichen Lebens dran gaben und uns aufmachten, Gott zu suchen, als Petrus den leichtfertigen Sinn seiner Jugend begrub und sich Johannes dem Täufer anschloss. Es war ein Riss, da er mit Johannes dem Täufer brach und zu Jesus ging. Es bedeutete einen starken Bruch, als der zu Tode Betrübte die Nacht seiner Verzweiflung fahren lassen durfte, um in hellem Jubel die Flammen der Hoffnung zu nähren, die die Sonne des neuen Tages in ihm entzündet hatte. Aber alle diese Risse und Brüche reichen bei weitem nicht heran an den entscheidenden Bruch seines Lebens, an das Pfingstwunder.

Der Heilige Geist war über ihn ausgegossen. Bis dahin waren gelegentlich Tropfen vom Öl des Heiligen Geistes in sein Herz gefallen. Jetzt hatte sich der Strom aus der Ewigkeit in sein Herz ergossen. Bisher gab es Stunden, in denen er den Himmel offen sah. Von nun an ist sein ganzes Leben ein ununterbrochenes Schauen der Herrlichkeit. Bisher war es in seinem Leben und im Leben der ganzen Religionsgeschichte so, dass die Sonne des Gottesgeistes gelegentlich die obersten Bergspitzen beleuchtete. Von Pfingsten an ist das Licht der Ewigkeit hineingestiegen bis in die tiefsten Täler. Bisher war es das Vorrecht einzelner Propheten und Gottesmänner, in gewissen Stunden des Lebens voll Geistes zu sein. Von nun an ist der Geist Gottes ausgegossen auf Männer und Frauen, Jungfrauen und Jünglinge, Priester und Sklaven zu einem ununterbrochenen Wandel im Geist.

Es war schon herrlich, als Jesus zu Seinen Lebzeiten mit Seinen Jüngern über diese Erde ging. Es war gewiss noch herrlicher, als der auferstandene Heiland in den vierzig Tagen sich Seinen Jüngern offenbarte und ihnen von der Gottesherrschaft erzählte. Aber es ist doch zweifellos die Vollendung und Krönung alles bisherigen, wenn ein Mensch es erleben darf, dass er voll Heiligen Geistes wird. „Es ist euch gut, dass Ich hingebe, denn sonst kommt der Tröster nicht zu euch.“ Getrieben von dem Strom des Heiligen Geistes, entzündet von den Flammen des ewigen und heiligen Feuers, wird der bis dahin so schwankende Petrus zum Apostelfürsten, dem Gott die Führung seiner Gemeinde in die Hand legt. Ein Mann auf der Höhe seines Lebens!

„Ihr werdet Meine Zeugen sein,“ so hatte der Herr Seinen Jüngern verheißen. Und sie haben getreu gewartet, bis das Pfingsterlebnis über sie kam. Von nun an steht Petrus in der Vollkraft seines männlichen, prophetischen, apostolischen Dienstes. Ein Zeuge, der das Wort mit Vollmacht verkündigt. Petrus ist auch jetzt nach Pfingsten der Sprecher und Führer der Gemeinde. Es ist den anderen Jüngern schier selbstverständlich, dass Petrus in allen Fragen der Wortführer ist. So überrascht es uns auch gar nicht, dass gerade Petrus die sturmbewegte Pfingstpredigt hält. Auch ist es für die Gemeinde in Jerusalem fast selbstverständlich, dass kein anderer als Petrus vor dem Hohen Rat, vor den Pharisäern und Schriftgelehrten die Sache der Gemeinde Jesu verteidigt. Jesus selber hatte es so befohlen. „Weide du Meine Lämmer, regiere du Meine Schafe.“ Und ein Wort von Jesu Lippen ist niemals erbauliche Redensart, sondern heiliger Befehl voll Kraft und Wahrheit. Wozu Jesus befiehlt, dazu gibt Er auch Vollmacht.

Wenn wir das gepredigte Zeugnis des Petrus näher betrachten, beschäftigen uns folgende drei Dinge: Der Inhalt seiner Botschaft. Die Art und Weise seiner Verkündigung. Die Wirkung seines Zeugnisses.

❶ Der leuchtendste Kern und Stern seiner Botschaft heißt: Jesus! „So wisse nun das ganze Haus Israel gewiss, dass Gott diesen Jesum, den ihr gekreuzigt habt, zu einem Herrn und Christus gemacht hat.“ „Es ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden als allein der Name Jesus.“ „Ihr Männer von Israel hört diese Worte: Jesus von Nazareth, ein Mann von Gott, unter euch erwiesen durch Kräfte und Wunder und Zeichen.“ Das Leben Jesu ist der Goldgrund, auf den Petrus seine übrige Verkündigung aufbaut. Er treibt keine Religionsphilosophie. Er breitet vor Seinen Zuhörern nicht Gottesbeweise und Gottesbegriffe aus. Er bezeugt Jesus.

Von Gott zu reden, ist auch im 20. Jahrhundert selbst in einer weltlichen Gesellschaft immer noch salonfähig. Aber wenn der Name Jesus fällt, dann zucken die Menschen verlegen die Achseln oder spöttisch die Mundwinkel. Und doch gibt es kein lebenskräftiges und lebensschaffendes Zeugnis vom lebendigen Gott als allein durch das unerschütterliche Bekenntnis zu Jesus.

➤ Der zweite Punkt seiner Botschaft heißt: Ihr, ihr! „Ihr habt diesen Jesus gekreuzigt!“ Er findet kaum Worte genug, um seinen Zuhörern die Schuld ins Gewissen zu schieben, mit der sie sich befleckt haben. „Ihr habt Ihn verleugnet.“ „Ihr habt Ihn gemordet.“ „Ihr habt Ihn gekreuzigt.“ Das wollen wir uns merken. Wenn anders wir ein kraftvolles Zeugnis geben wollen, können wir es nur so, dass wir, nachdem wir von Jesus gesprochen haben, mit aller Deutlichkeit hinzufügen: Du, du hast Ihn gekreuzigt! Deine Sünde! Deine Schuld! Es ist unmöglich, auf andere Weise ein lebendiges und wirksames Zeugnis von Jesus zu sagen als so, dass auch von Schuld gesprochen wird. Es müssen gewisse Dinge ans Licht gezogen werden. Es kann nicht verhindert werden, dass unsere Zuhörer sich entlarvt fühlen. Denn Sünde ist nicht Weltanschauung, über die man so oder so denken kann, sondern wirkliche Schuld, die jeden drückt.

➤ Das Dritte: Er spricht immer und immer wieder mit ganz besonders jubelnder Deutlichkeit von der Auferstehung Jesu. „Gott hat den, den ihr gekreuzigt habt, auferweckt und hat ihn gesetzt zu einem Fürsten des Lebens. Der da wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten.“ Es ist eine gewaltige Botschaft, die auch heute noch die Herzen der Menschen packt, wenn man ihnen in gesammelter Kraft des Geistes verkündigen darf, dass wir nicht Totenkult treiben, wenn wir Jesus bezeugen, sondern dass Jesus lebt und wiederkommt. Dass die Welt und der Atheismus immer nur das

vorletzte Wort sprechen, und dass der wiederkommende Christus allein die Macht hat, das endgültige und bindende letzte Wort zu sagen.

➤ Der letzte Punkt, von dem er mit wärmsten Worten zu reden versteht, heißt: Vergebung der Sünden. Luther sagt einmal: Wenn er Petrus malen sollte, würde er ihn so malen, dass an jedem Härlein seines Hauptes ein Zettel hänge, mit der Aufschrift: „Ich glaube an die Vergebung der Sünden.“ Und Luther fährt fort: „Petrus, wenn du selig geworden bist, dann will ich auch wohl selig werden.“ Ein Mensch, der wie Petrus am eigenen Leib und Leben die vergebende Gnade Jesu erfahren hat, wird gewiss ein besonders herzandringender, sprühend lebendiger Zeuge dafür sein, dass Jesus ein Heiland ist, der Sünde vergibt.

② Höchst wichtig ist auch die Art und Weise seiner Verkündigung. Die Gebildeten sehen überall Probleme. Sie beschäftigen sich mit interessanten Weltanschauungsfragen und suchen auch auf den Kanzeln philosophische Köpfe. Die Masse hungert nach Plattheiten. Geschichten und Märlein gehen ihr gut ein. Petrus aber wälzt weder die Probleme der Gebildeten, noch nährt er den Sensationsdrang der Masse. Wir lesen von ihm, dass er die Menschen beschwört, ihnen ans Herz greift.

Gott erlöse uns von allen Worten, die wie Samt und Seide gleiten, und schenke uns Worte, die Pfeile sind. Gesegnet sei eines Mannes Verkündigung, von der die Leute sagen, er hat mich gemeint. Jedes Wort aus dem Munde des Petrus hat getroffen und verwundet. Es war wie ein Hammer, der Felsen zerschlägt. „Wehe euch, so euch jedermann wohl redet.“ Aber wohl dem, von dem Predigt es heißt, „sie ging ihnen durchs Herz“ oder gar „sie bissen die Zähne zusammen.“

③ Weil Petrus nicht sachlicher Problematiker, sondern persönlicher Zeuge war, und weil er seine Botschaft nicht verkündigte als einer, der uninteressiert ist an der Wirkung, sondern als einer, der Menschen ans Herz greifen wollte, darum gab Gott ihm an einem Tage die Beute von dreitausend Seelen, die sich zu Jesus bekehrten. Heute werden an einem Sonntagmorgen in der Welt wohl dreitausend mal dreitausend Predigten gehalten. Und vielleicht bekehrt sich dabei kaum eine Seele zum Herrn. Gewiss ist zwar nicht alle Tage Pfingsten. Aber wo der Inhalt der Botschaft „per du“ gesagt wird, mit dem schneidenden und verwundenden Ernst, mit der süßen und beseligenden Milde, da gibt es doch auch heute noch Herzensbekehrungen.

Ein wirkliches Zeugnis von Jesus tut allemal auch heute noch seine Wirkung. Wo das ganze Evangelium verkündigt wird, entsteht die lebendige Gemeinde. Das ist das Gewaltige und Herrliche am Dienst der Apostel, dass durch ihr Wort eine Gemeinde entstand, die in inniger Bruderschaft zusammenlebte, sich im Brotbrechen Kraft holte und durch inständiges, gemeinschaftliches Gebet verbunden war. Und von einer lebendigen, betenden Gemeinde darf auch heute noch gesagt werden, dass es in ihr keinen Stillstand, sondern nur gesundes Wachstum gibt. Wo der Herr in der Mitten ist, da tut der Herr auch heute noch täglich dazu, die gerettet werden. Die Wucht des Wortes wirkt allein und bringt das zuwege. „Das Wort sie sollen lassen stahn' und kein' Dank dazu haben.“

2. In der Tat.

Auf der Höhe des Lebens. Ein Zeuge seines Herrn durch das Wort. Aber nicht: nur durch das Wort. Der Herr hatte Seinen Jüngern verheißen, dass sie Seine Zeugen sein würden. Aber Er hatte ihnen auch verheißen, dass sie größere Werke tun würden, als Er

getan habe, und dass Er ihr Zeugnis begleiten und bestätigen wolle durch mitfolgende Zeichen.

In der Geschichte der Heilung des Lahmen an der Tempeltür zu Jerusalem wird uns eine von den vielen Geschichten erzählt, die dafür Beweis sind, dass dem Wort der Apostel die Tat als Zeugnis für ihren Herrn folgt. Aber beachten wir, es geht dem Petrus nicht um Wunderdoktorei zu Propagandazwecken, es geht ihm nicht um zugkräftige Reklame, mit der er sich und seine Person beim Volke beliebt machen möchte. Es geht ihm einzig und allein auch in dieser Tat um das eine, dass Jesus verherrlicht werde.

Sie sind oft in den Tempel hinausgegangen und haben gar manchmal schon den Bettler dort gesehen, jedoch bisher sich durch nichts dazu bewogen gefühlt, ihn zu heilen. Aber an diesem Tage drängt sie die Stimme des Geistes, durch die Tat der Heilung ein mächtiges Zeugnis für Jesus abzulegen. Die Jünger können nicht hindern, dass das wundersüchtige Volk zunächst in staunender Bewunderung sie angafft. Aber Petrus benutzt auch diese Gelegenheit zu einer Wortverkündigung. „Was wundert ihr euch darüber, und was seht ihr auf uns, als hätten wir diesen wandeln gemacht durch eigene Kraft und Frömmigkeit.“ Bei den Männern Gottes ist jedes Wort eine Tat, die eine Wirkung hat. Und bei den Männern Gottes gibt es keine Tat ohne das Wort, das auf Jesum weist. Wollen wir uns gar sehr davor hüten, die Sache Jesu zu verderben und zu entstellen. Die Kirche Jesu Christi ist kein Wohlfahrtsinstitut; und die Pfarrer und Prediger sollten sich gar sehr dagegen wehren, wenn man sie am Ende zu nichts anderen als zu Almosenpflegern machen will. Wir sind berufen zum Zeugnis für Jesus durch das Wort. Und wo es sein muss, auch durch die Tat. Aber nicht die Heilung des Leibes, sondern das Heil der Seele steht im Mittelpunkt des Dienstes Jesu und Seiner Kirche.

„So tut denn Buße und bekehret euch, damit euch eure Sünden vergeben werden.“ „Gott hat Seinen Knecht Jesus gesandt, um euch dadurch zu segnen, damit ein jeder unter euch sich von seiner Bosheit bekehre.“ Das ist die Predigt, mit der Petrus im Anschluss an die Heilung des Lahmen diese seine Tat den schwerhörigen Menschen verdolmetscht.

Mit Jesus geht es von Sieg zu Sieg über die Sünde. Der Name Jesus ist nicht bloß eine Kraft, die den Menschen die Sünde der Vergangenheit zudeckt, sondern die ein neues Leben schafft und dann allerdings wirksam durchschlägt im Kampf mit den Leiden, Krankheiten und Nöten auch des Leibes. Blumhardt sagt einmal: „So oft ich den Namen Jesus schreibe oder lese oder höre, durchdringt ein Strom von Kraft und Freude mein Herz.“

3. Im Leid.

Der Name Jesus durch das Wort bezeugt und durch die Tat bekräftigt! Aber der Heiland hat Seinen Jüngern noch mehr verheißen. Ströme des Lebens sollen von ihnen ausgehen. Frucht, viel Frucht, bleibende Frucht sollen sie bringen. Er hat ihnen aber auch nicht verschwiegen, dass sie leiden müssen. „Haben sie Mich verfolgt, werden sie euch auch verfolgen.“ Es gehört zu einem Manne in der Vollkraft seiner Wirksamkeit dazu, dass er sprechen kann: Viel Feind, viel Ehr'! Zum echten Mann gehört der Kampf. Und wo gekämpft wird, gibt es Wunden.

Das schlimmste, was der Kirche Christi passieren kann, ist, dass sie sich der Gunst der Welt erfreut. Der Pfarrer als Dekorationsfigur bei Trauungen und Beerdigungen, das ist eine böse Sache.

Es ist fast ebenso schlimm, wenn die Kirche Jesu überhaupt keine Beachtung findet in der Welt. Wenn die Menschen gar keine Notiz von ihr nehmen, sondern in Gleichgültigkeit an ihr vorübergehen. Ein junges Mädchen fragte erstaunt, als sie in Berlin an einer Kirche vorüberkam: „Ach, in Berlin gibt es auch eine Kirche?“ Im gesellschaftlichen Verkehr, den sie pflegte, und im Getriebe des Büros, unter den Angestellten, im Gespräch mit den Freundinnen und im Treiben der Großstadt war ihr sonst an keiner Stelle aufgefallen, dass es in Berlin wirklich noch Christentum gäbe.

Gesegnet ist die Kirche nur da, wo sie mittendrin steht in den brandenden Wogen des Hasses der Welt. Der Jünger ist nicht über seinen Meister. „Haben sie Mich gehasst, werden sie euch auch hassen.“ Jesus und Seine Jünger haben nicht gebuhlt um die Gunst der Welt. Auch heute hat die Kirche Jesu gar keine Ursache, nach dem Urteil derer zu schielen, die sich erst noch bekehren müssen und darum noch gar nicht zuständig sind mit ihrem Urteil.

Das Leiden sucht den Petrus auf der Höhe seines Lebens in reichem Maße heim. Schon gleich im Anfang finden wir ihn und Johannes im Verhör vor dem Hohen Rat. Aber der Freimut und die Freudigkeit, zu reden und zu zeugen, haben diese ungelehrten Leute nie verlassen. Gar bald wird aus dem bloßen Verhör die Gefängnisstrafe und aus dem Gefängnis eine Geißelung. Es bewegt uns doch das Herz, wenn wir lesen, „da sie gegeißelt waren, gingen sie fröhlich von des Rates Angesicht, dass sie würdig gewesen waren, um Jesu willen Schmach zu leiden.“

Jesus ist der Inhalt des wirksamen Zeugnisses, mit dem Petrus auf der Höhe seines Lebens vor die Öffentlichkeit tritt. Als wäre das ganz selbstverständlich, folgt auf sein Wort die schlichte Tat der Krankenheilung. „Was wundert ihr euch darüber?“ Und durch sein mannhaftes Ertragen des Martyriums bekräftigt er das Zeugnis von Wort und Tat. In Wort und Werk, in allem Wesen war bei ihm wirklich Jesus und sonst nichts zu lesen.

Das alles war die Folge seines Pfingsterlebnisses. Vor Pfingsten gibt es in der Gefolgschaft Jesu zwar auch gelegentlich Siege. Aber wer tiefer zu schauen versteht, sieht doch, dass ein Jünger Jesu vor Pfingsten auch in der treuesten Gefolgschaft Jesu im Grunde genommen von Niederlage zu Niederlage schreitet und in der Katastrophe enden muss. Nach Pfingsten in der Mitarbeiterschaft Jesu gibt es leider auch noch Niederlagen, aber Gott sei Lob und Dank, man sieht doch, bei einem vom Geist Gottes erfüllten Menschen geht es von Sieg zu Sieg. Wir werden vom Geist verklärt und geführt, von einer Klarheit zur anderen, bis wir Ihm gleich sein werden. Es endet allemal mit Triumph.

Wir sind nicht alle berufen zu Predigern, Propheten und Aposteln. Aber wir sind alle berufen, täglich ein Zeugnis zu geben für Jesus. Wir sind nicht alle so begabt, dass wir Kranke heilen können, aber wo der Geist Gottes ist, werden wir samt und sonders so ausgerüstet, dass wir Jesus keine Schande machen. Wir sind am allerwenigsten berufen, gestäupt und gegeißelt zu werden, uns von Löwen zerfleischen oder ans Kreuz nageln zu lassen. Es ist Gottes Güte, dass nicht jeder Christ das Martyrium erdulden muss. Aber dazu sind wir alle gesetzt, durch die Art, wie wir das Leid tragen, Christum zu verherrlichen.

Heraus aus der Halbheit einer Frömmigkeit vor Pfingsten! Vorpfingstliche Frömmigkeit bewahrt uns nie und nimmer vor der Katastrophe, mit der das Leben des Petrus im ersten Bande endete. Lasst uns das Herz weit öffnen, dass der Herr uns mit Seinem Heiligen Geist füllen kann! Jesus sei der Führer in unserem Leben, dann werden wir auch andere führen können.

In Wort und Werk, in allem Wesen, sei Jesus und sonst nichts zu lesen!

VIII.

Der geführte Führer.

Apostelgeschichte 10

*Merk Seele dir dies große Wort
Wenn Jesus winkt, dann geh,
Wenn er dich zieht, so eile fort,
Wenn er dich hält, so steh.*

*Wenn er dich aber brauchen will,
So steig in Kraft empor:
Ist Jesus in der Seele still,
So nimm auch du nichts vor.*

Wie man die Erhabenheit des Schöpfers erkennen kann an der Schöpfung draußen, so kann man die Herrlichkeit Jesu wahrnehmen, wenn man sich in die Lebensgeschichte Seiner Knechte vertieft. Der Pfingsttag hatte Petrus das entscheidende Erlebnis gebracht. Bis dahin hat er sich selber gegürtet, um neben Jesus herzugehen. Von nun an lässt er sich von Jesus führen, der in ihm und durch ihn wirkt. Er hat das Steuer seines Lebensschiffes aus der Hand gegeben und in die Hand Jesu gelegt. Nun lenkt Jesus ihn und sein Leben, so wie Petrus es oftmals nicht möchte. Wenn der Herr uns führt, dann steuert Er allerdings das Schiff unseres Lebens gar oft durch Sturmesnot, durch Nacht und Nebel. Es geht an allerlei Klippen vorbei und über Felsenriffe hinüber. Aber es geht allemal in den Hafen. Die Geschichte der Führungen Gottes ist eine Geschichte voll von Tränen, Anfechtungen und Nöten. Aber wir dürfen getrost dennoch alle mit Paulus sprechen: „Als die Traurigen, aber allezeit fröhlich. Als die Verfolgten, aber doch nicht ertötet. Gewiss solche, die nichts besitzen und doch viele reich machen.“

Wo Gott führt, da gibt es Not und Tränen, aber auch Sang und Sieg.

Der Apostel Petrus ist in seiner vollen Manneskraft ein Zeuge seines Herrn. In Wort und Werk und allem Wesen ist bei ihm wirklich Jesus und sonst nichts zu lesen. Da bleibt denn auch die Wirkung seines Zeugnisses nicht aus. Eine Gemeinde Jesu sammelt sich um ihn. Wie der Magnet das Eisen anzieht, so zieht das vollmächtige Zeugnis eines geisterfüllten Menschen die hungernden und nach Frieden dürstenden Menschen der Umwelt an. Tausende scharen sich in Jerusalem um Petrus. Ein Strom der Begeisterung fließt durch die Stadt, je länger je mehr geheiligt zu der Nüchternheit des Heiligen Geistes. Ein Band brüderlicher Liebe umschließt die Glieder der Gemeinde. Die sozialen Unterschiede sind verschwunden, die trennenden Schranken zwischen Gebildeten und Sklaven niedergelegt. Eine leidenschaftliche Glut des Gebetslebens läutert alles. Und mittendrin steht Petrus als Säule, die den Bau trägt, als Fürst unter den Aposteln, der die Herde regiert.

Der geführte Führer handelt in Vollmacht und muss doch noch lernen.

1. Handeln in Vollmacht.

Er ist der Führer der Gemeinde. Er hat sich dieses Amt nicht selbst gegeben, sich diese Stellung nicht selbstsüchtig erobert oder eigenmächtig erworben. In der Welt mag es Menschen geben, die unter Aufbietung aller ihrer Kraft sich selber auf dem Wege der Gewalt die Herrschaft aneignen. Sie gehen über Leichen, um andere zu versklaven. Im Reich Gottes gibt es das nicht. Da heißt es: Der Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben von oben. Es mag sich jemand als Apostel Christi aufspielen und mit großsprecherischer Geste von sich reden machen. Aber solch angemaßter und unechter Führerschaft im Reich Gottes wird allemal die Vollmacht fehlen. Auch durch die mächtigsten Reden kommt nicht eine Seele zum Glauben, wenn Gott Seine Hand wegzieht.

Petrus ist der Führer der Gemeinde kraft göttlichen Befehls: Auf diesen Felsen will Ich Meine Gemeinde gründen. „Regiere Meine Herde!“ Gottes Befehle haben schöpferische Kraft. Das Apostolat des Petrus ist durch Gott begründet, und die Vollmacht zum Dienst wird ihm von Gott dargereicht. Von nun an ist die Lebensgeschichte des Petrus unlösbar verknüpft mit der Lebensgeschichte der Gemeinde. Das Wohl des einen ist das Wohl der anderen, und das Wehe der Gemeinde ist des Petrus Schmerz. Welch eine Verantwortung hat er als Führer der Gemeinde! Die Fortschritte, die er in seiner persönlichen Heiligung macht, wirken sich aus in dem Heiligungsleben der Gemeinde. Die Lehre, die er verkündet, wird zum tragenden Grundstein, auf dem die Gemeinde sich aufbaut. Aber umgekehrt, auch die Gemeinde hat in ihrem Werden und Wachsen rückstrahlende Wirkung auf die weitere Lebensentfaltung des Petrus. Was die Gemeinde an Segnungen erlebt, das ermuntert und ermutigt den Führer und gibt ihm helle Augen, die danken können. Was an Not und Schwierigkeiten, an inneren Krisen und Kämpfen die Gemeinde erschüttert, treibt ihren Führer ins Gebet und hält die heilige Unruhe in ihm wach. Gerade die Nöte innerhalb der Gemeinde bewahren den Führer vor dem Irrwahn der Schwärmerei, als gäbe es irgendwo auf dieser armen Erde ein Weizenfeld ohne Unkraut.

Führer der Gemeinde kann nur der sein und werden, der selber ein Geführter seines Meisters ist. Weil Petrus selber persönlich in der Buße steht, kann er mit Vollmacht seiner Gemeinde das Bußwort sagen. Weil er selber Tag um Tag aufs Neue die Vergebung seiner Sünden braucht, darum kann er mit unermüdlicher Treue und starker Leuchtkraft dieses herrliche Evangelium von der sündenvergebenden Gnade Jesu hineinstrahlen in seine Gemeinde. Weil er selber ein Zeuge Jesu ist, hat er das Recht, auch anderen das Gewissen zu schärfen, dass sie nicht müßig am Wege stehen dürfen.

In der jungen Gemeinde in Jerusalem ist eine erquickende Segenszeit auch für Petrus angebrochen. Es gibt ja nichts Beseligenderes, als in der starken, herben Luft eines frühlingfrohen Maimorgens zu atmen. Das ist die Luft, die dort weht, wo eine junge Gemeinde entsteht.

Die Berichte der Heidenmissionare, die auf jungfräulichem Boden das Aufblühen christlicher Gemeinden erlebten, wissen davon zu singen und zu sagen. Das kann in ganzer Tiefe nur verstehen, wer etwa selber einmal als Diener am Wort in einer sogenannten toten Gemeinde den Zeugendienst hat tun müssen. Was ist das für eine wunderbare Freude, in ein bis dahin ödes Brachland das Wort Gottes hineinsäen zu können. Wie will schier die Brust zerspringen, wenn dann Saat aufgeht, wenn es in den

bisher toten Herzen und in den an den Aberglauben verkauften Seelen anfängt lebendig zu werden. Wenn die in Selbstsucht erstarrten Herzen mit einem Mal von der Liebe entzündet sind und die Freude an Jesus in Lobliedern erschallt. Das waren auch die segensvollen Erfahrungen, die Petrus an dem jungen Morgen der Gemeinde Jesu machen durfte.

Aber auch in herrliche und selige Frihlingszeit hinein fällt nächtlicher Raureif. Auch in das blühende Weizenfeld sät der Satan seinen Unkrautsamen. So war es in der Urgemeinde. Es blieb nicht der Paradiesgarten, da sie ein Herz und eine Seele sich zusammenfanden, in der Apostellehre gegründet, gemeinsam die Knie beugend, Hand in Hand gelegt zum Tisch des Herrn sich drängend; es kamen auch die Nachtzeiten für die junge Gemeinde. Aber gerade diese Nachtzeiten mit ihren dunklen Schatten lassen um so heller den Petrus offenbar werden in seiner Vollmacht als Führer der Gemeinde.

Die Gemeinde Jesu führt allemal einen Zweifrontenkrieg. Die eine Front liegt draußen in der heidnischen und jüdischen Umwelt. Wahrlich, Petrus hat an dieser Front mit dem Einsatz von Blut und Leben kämpfen müssen. Und ist schließlich auch in diesem Kampf den Heldentod des Märtyrers gestorben. Die zweite Front geht mitten durch die eigene Gemeinde hindurch. Und Petrus hat auch da in Vollmacht als Führer der Gemeinde seinen Kampf kämpfen dürfen gegen die Sünde innerhalb der Gemeinde des Herrn.

Ein Ehepaar Ananias und Saphira gehörte zur Gemeinde. Sie haben zweifellos in der ersten Zeit des aufblühenden Gemeindelebens ihren Heiland gefunden. Sie sind nicht nur bekehrt, sondern auch getauft und aller Wahrscheinlichkeit nach auch voll Geistes gewesen. Und doch ist ihre Lebensgeschichte ein erschütterndes Beispiel dafür, dass niemand vor seinem Tode selig zu preisen ist, dass, wer da steht, alle Ursache hat, sich vorzusehen, dass er nicht falle.

Es war in der Urgemeinde so, dass einzelne Glieder im Überschwang des Herzens ihr Besitztum verkauften, um den Erlös als ein Opfer für die Armen den Aposteln zu Füßen zu legen. Unter diesen befand sich beispielsweise Barnabas, der später dem Apostel Paulus zur Seite stand. Es waren nun auch Ananias und Saphira übereingekommen, dass sie doch auch einmal diese Ehre genießen wollten wie jene opferwilligen Anderen, die in Selbstlosigkeit ihr Hab und Gut veräußert hatten, um alles dem Herrn zu opfern. Aber „mit Mitwissen seiner Frau“ behielt Ananias einen Teil des Betrages, den er bekommen hatte, zurück. Er wollte gern zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Er wollte in der Gemeinde berühmt und geehrt werden als einer, der alles opfert aus Liebe zu den Armen. Zugleich wollte er aber doch sein Schäflein ins Trockne bringen. Seine Mammonssucht war zu stark, als dass er alles hätte daran geben können.

So kommt er zu Petrus. Petrus, dem Gott einen klaren Durchblick, eine Gabe der Geisterunterscheidung verliehen hatte, durchschaut sofort den Ehemann und seine Geschichte. Und fragt ihn: „Warum hat der Satan dein Herz erfüllt? Du konntest doch ein geistgesalbter Jünger Jesu sein, obwohl du Besitzer eines Grundstücke bist. Und schließlich, wenn du auch das Grundstück verkaufen wolltest, hast du durchaus das Recht auf deiner Seite, den Erlös dafür zu behalten. Es hat dich niemand gedrängt, um des Glaubens an Jesus Christus willen dies Geld zu opfern. So aber ist es Betrug und Heuchelei, dass du so tust, als ob du alles gäbest, während du in Wirklichkeit für dich selber etwas zurückbehältst. Und was deinen Fall so unsäglich verschärft, ist dies, dass es keine Sünde ist, die dich übereilt hat, sondern eine Sünde, die du überlegt hast. Über Menschen, die von einer Sünde übereilt wurden, sagt die Schrift: Helft ihnen mit Sanftmut

zurecht. Aber für solche ausgeklügelten Sünden gibt es nur das eine ernste Wort: Gericht!"

Petrus wird selber erschrocken gewesen sein, dass sein mit Vollmacht gesprochenes Wort zur Folge hat, dass Ananias tot umsinkt. Petrus ist nicht der Scharfrichter des Ananias. Er hat ihn nicht durch sein Wort getötet. Er ist nur das Sprachrohr des lebendigen Gottes, nur der, der das Urteil Gottes weiter gegeben hat. Ihn hat gewiß selber der heilige Schrecken blaß gemacht, als er die Größe der Vollmacht erkennt, die Gott ihm, dem Führer der Gemeinde, gegeben hat. Gott ist in der Mitten. Das erlebt die junge Gemeinde hier zum ersten Male mit heiligem Zittern. Gott wacht darüber, dass Seine Gemeinde gereinigt und durchheiligt wird. Gott will nicht die Massenkirche von Krethi und Plethi. Gott will den Tempel aus solchen Steinen gebaut wissen, die Er, der lebendige Gott, selber behauen hat.

Wie es dem Manne geht, ergeht es der Frau. Drei Stunden später kommt ahnungslos auch Saphira zu Petrus. Ein Bild für die fortschreitende Macht der Sünde, ein Beweis dafür, dass Böses Böses muss gebären. Sie kommt mit der geschaukelten Harmlosigkeit und Einfalt einer Frau, die von nichts Bösem etwas weiß. Und es ist das Unerhörteste, dass sie auch in dem Augenblick, als Petrus sie mit scharfen Worten fragt: „Ist das wirklich der ganze Betrag, den ihr bekommen habt?“ noch nicht zur Besinnung kommt, sondern mit frecher Stirn zu lügen vermag. Auch an ihr bezeugt der lebendige Gott die Heiligkeit Seiner Macht. „Warum seid ihr eins geworden, zu versuchen den Geist des Herrn? Siehe, die Füße derer, die deinen Mann hinausgetragen haben, sind vor der Tür und werden auch dich begraben.“

Dies Ereignis hat die schwüle Luft der Gemeinde gereinigt wie ein Gewitter. Gott selber hat die Führung Seiner Gemeinde in der Hand. Petrus ist ja nur ein geführter Führer. Die Oberleitung hat Gott selbst in Seiner Hand. Durch Freud' und Leid führt Er Seine Gemeinde hindurch. Der erste Blutzuge der christlichen Kirche, Stephanus, hat seinen Geist ausgehaucht. Ein schlichter Diakon, nicht ein hoher Apostelfürst ward als erster gewürdigt, für den Herrn zu sterben. Fast beschattete er mit seinem Todessiegel die Apostel. Aber für die Zwölf war das Martyrium noch zu früh. Die brauchte Gott noch.

Die erste große Verfolgung war über die Gemeinde hereingebrochen und hatte sie zerstreut durch Judäa hindurch bis nach Samarien. Dort war es wiederum ein schlichter Diakon, der durch sein sprühendes Zeugnis einen Brand entfachte, der zu einer gewaltigen Massenbekehrung führte. Vielleicht ist Sichar, wo Jesus einige Jahre zuvor mit dem samaritanischen Weibe am Jakobsbrunnen sprach, der Mittelpunkt dieser Bewegung. Jedenfalls der Strom dieser Glaubensbewegung, der durch Samarien rauschte, hatte auch einen früheren Zauberer erfaßt, der bisher als heidnischer Magier sein mystisches Handwerk trieb. Er war zum Glauben gekommen und schloß sich eng an Philippus an. Aber sein Glaube war Kopfglaube und seine Begeisterung für Philippus war Personenkult. Er staunte den Menschen Philippus an, der noch größere Wunder tun konnte, als er früher in Satans Dienst mit Hilfe seiner Zauberei zu tun vermochte.

Da kommen Petrus und Johannes nach Samarien. Es gehört zum Dienst des Apostels, dass er sich ein klares Urteil bilden muss über den inneren Zustand von Menschen und Gemeinden, denen er dienen will. Hier in Samarien kommt auch recht deutlich die Vollmacht der apostolischen Führerpersönlichkeit des Petrus zum Ausdruck. Philippus hat in herzlicher Treue und mit feuriger Zunge das Wort Gottes verkündigt. Er hat auch eine Erweckung erleben dürfen.

Aber voll Heiligen Geistes sind die samaritanischen Leute nicht geworden. Er hat den Magier Simon von seiner Zauberei wegbringen und ihn an sich anschließen können. Aber zum persönlichen Glaubensumgang mit Jesus hat er den Simon nicht zu führen vermocht.

Petrus durchschaut sofort mit apostolischem Scharfblick das Herz des Simon. Der Magier steht dabei und staunt, wie Petrus Menschen die Hände auflegt, und wie durch seine apostolische Handlung Menschenherzen voll Geistes werden. Die alten Menschen reden in neuen Zungen. Da zuckt es durch den Kopf des lediglich begeisterten Zauberers: Solche Macht möchte ich auch haben. Dann würde ich am Ende auch auf dem Boden des Christentums wieder solch ein berühmter Mann, wie ich es früher als heidnischer Magier gewesen bin. Er greift tief in die Tasche, die noch sehr gefüllt ist von dem Gelde, das er für Wahrsagerei und Zauberei eingesteckt hatte, und bietet dem Petrus eine Handvoll Gold und Silber an. Auf diese Weise möchte er sich von Petrus die Macht erkaufen, dass auch er die Hand auflegen könne. Heiliger Zorn überkommt den Petrus. Genau wie Ananias und Saphira, so waren auch hier bei Simon, dem Magier, Ehrgeiz und Mammonsgeist die Triebkräfte. „Fahre du mit deinem Gelde zum Teufel, darum, dass du meinst, Gottes Gabe werde durch Geld erlangt. Du hast keinen Anteil und kein Anrecht an dieser Verheißung; denn dein Herz ist nicht aufrichtig vor Gott. Darum bekehre dich von dieser deiner Bosheit und bitte den Herrn, ob dir vielleicht das Trachten deines Herzens vergeben werde; denn ich sehe, dass du in Galle der Bitterkeit und in Bande der Ungerechtigkeit geraten bist.“ Ein gewaltiges Wort, mit Vollmacht unter der Zucht des Geistes gesprochen. Der Zauberer bittet: „Betet ihr für mich, dass ich verschont bleibe von dem, was ihr mir angedroht habt.“ Wiederum ist es nicht echte Buße, sondern klägliche Angst vor dem Schicksal, das Gott über ihn kommen lassen wird!

Petrus hat Vollmacht im Frontkampf gegen die Feinde draußen. Er hat auch Vollmacht im Kampf mit den Sünden innerhalb der Gemeinde. Gott hat ihm draußen und drinnen Siege gegeben. Er ist ein Führer, aber dennoch nicht fertig. Er ist ein Lehrer und muss doch noch lernen. Er predigt Buße und muss doch selber immer wieder Buße tun.

2. Und muss doch noch lernen.

Die junge Gemeinde in Jerusalem ist zunächst unter der Führung des Petrus eigentlich kaum etwas anderes gewesen als eine jüdische Seite. Im Mutterschoß der großen jüdischen Gemeinde keimt die Knospe der kleinen Schar der jungen Gemeinde Jesu. Jesus selber hatte Seinem Apostel Petrus größere Weisungen gegeben: „Ihr werdet Meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde.“ Jesus hat ihm klar gesagt, dass Seine Botschaft eine Botschaft an die Welt sei. Dass Er nicht gekommen sei, eine kleine jüdische Sekte zu stiften, sondern der gesamten Menschheit die Welterlösung zu verkündigen. Petrus hat das noch nicht verstanden. Petrus ist zwar ein Führer in Vollmacht, aber muss doch noch lernen, was die welterlösende Bedeutung des Evangeliums angeht.

Gott ist auf dem Plan. Gott führt die Gemeinde und führt auch den Führer der Gemeinde. Der lebendige Gott hat die Gemeinde aus dem jüdischen Mutterschoß herausgenommen und in die Welt gesandt. Er hat die Schar der lebendigen Christen aus der Verklammerung israelitischer Gewohnheiten herausgejagt nach Samarien hinein durch die Verfolgung, die Er über die Gemeinde kommen ließ. Auch der Teufel muss Gott dienen. Auch die Verfolgungshetze muss das Wachstum der Gemeinde fördern und der Welt zum Segen sein.

Inzwischen hat Gott einen Mann erweckt, der einst Saulus hieß und nun Paulus heißt, und der nun als neuer Stern am Himmel der jungen Gemeinde aufgeht. Sind die Männer, die als Säulen der Urgemeinde gelten, nicht aufgeschlossen für die weltumspannenden Aufgaben des Evangeliums, dann holt Gott sich aus der Mitte der Pharisäer einen Menschen, dem Er die weltweiten Blicke zu schenken vermag. Allemal sitzt Gott im Regimente und führt den einzelnen, die Gemeinde und die Menschheit.

➤ Darum hat Gott auch in dem Herzen eines heidnischen Offiziers, in der Seele des Cornelius, ein heißes Verlangen entfacht und redet zu ihm durch einen Engel, er solle Petrus holen lassen, der ihm weiter hülfe.

Und schließlich hat Gott dem Petrus durch eine Vision klar gemacht, was er nicht fassen und begreifen kann, dass es vor den Augen Gottes kein Ansehen der Person gibt, sondern dass der lebendige Gott aus allen Völkern und Nationen die hinzuführt, die Er haben will, und dass in den Augen Jesu die Vorzugsstellung Israels zuende ist. Petrus kann es nicht fassen. Auch zu der göttlichen Vision sagt er nein. Nein, Herr, ich habe noch nie Unreines gegessen. Gott macht ihm klar: „Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein.“ Und so lässt denn der Führer der Gemeinde vom Herrn sich führen zu neuen Erkenntnissen. Er gürtet nicht mehr sich selber, sondern lässt sich gürtet und führen, wo er nicht hin will: in das Haus des römischen Generals Cornelius.

Cornelius kommandiert ein römisches Garderegiment. Er stammt aus hohem Adel und ist seiner Religion nach Heide. Aber sein Herz brennt in großer Sehnsucht zu Gott. Er führt ein inniges Gebetsleben und einen gottesfürchtigen Wandel. Zu ihm kommt nun Petrus in großer Befangenheit. Es ist das erste Mal, dass er, der rechte Israelite, ohne Falsch, der Führer der jungen Gemeinde, seinen Fuß über eine heidnische Schwelle setzt. Wie muss er staunen, als er Cornelius kennenlernt und die andächtige Gemeinde in dessen Hause sieht, die sich versammelt hat, um Gottes Wort zu hören. Nun erlebt er den Tatbeweis Gottes, dass der Herr aus allen Nationen die Seinen sammelt. „Nun weiß ich in Wahrheit, dass Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer Ihn fürchtet und recht tut, der ist Jhm angenehm.“

Jesus erzählt in der ergreifenden Geschichte vom verlorenen Sohn u. a. auch von einem älteren Bruder, der sich nicht mit freuen will, als sein armer Bruder Gnade gefunden hat vor den Augen seines Vaters. Solche älteren Brüder gab es auch in Jerusalem, die sich nicht freuen konnten über die Kunde, dass ein heidnischer Offizier Gnade gefunden habe vor Gott. Als Petrus nach Jerusalem zurückkommt, stellen sie ihn zur Rede. Nebenbei bemerkt, ein köstlicher Beweis dafür, dass der Führer der Urgemeinde alles andere war, nur kein Papst. Daß er nicht in Herrscherstellung über den Brüdern stand, sondern als Diener ihnen Rede und Antwort geben musste. Die Urgemeinde kennt keine Hierarchie, sondern nur Diakonie, nicht Priesterherrschaft, sondern Bruderdienst. Aber Petrus weiß mit Vollmacht alle Bedenken zu zerstreuen. Nicht mit irgendwelchen blassen Theorien verteidigt er seinen Dienst an den Heiden, sondern durch die Tatsache, die Gott ihn erleben ließ, beweist er ihnen das Recht der Mission an den Heiden. „Bin ich imstande, Gott zu wehren?“ „Da sie das hörten, schwiegen sie still und lebten Gott und sprachen, so hat Gott auch den Heiden Buße gegeben zum Leben.“ Der geführte Führer, der bereit war, selber zu lernen, wurde auf diese Weise Juden und Heiden zum Segen. Der Apostel handelt als Führer der Gemeinde in Vollmacht und ist doch zugleich als schlichter Bruder gewillt, zu lernen und sich belehren zu lassen.

➤ Und doch würde das Bild des Petrus, das wir heute gezeichnet haben, idealisiert und darum verzeichnet sein, wenn wir nicht ehrlicher Weise doch noch einen Zug in seinem

Antlitz betrachten würden. Der Führer der Gemeinde, Petrus, würde auf der Höhe seines Lebens in ein Licht gerückt, so strahlend und hell, dass wir den Eindruck hätten, es wäre nichts mehr da von dem, was uns Not macht. Aber Petrus hat auch jetzt noch seine schwachen Stellen, und über sein Antlitz haschen auch jetzt noch dann und je die Schatten. Er hat es gelernt, dass Gott den Zaun niedergelegt hat, der bisher Israel und die Nationen trennte. Er hat es gelernt mit dem Kopf, aber er muss es noch lernen durch die schlichte Tat.

Wieder ist es Gott selber und nicht der Führer der Gemeinde, Petrus, der das Evangelium bis weit über die Grenzen Samariens hinausgetragen hat. Der lebendige Gott hat ohne Mithilfe der großen Apostel in Antiochia die erste rein heidenchristliche Gemeinde ins Leben gerufen. Als die Gemeinde durch Gottes Wirkung gegründet ist, da dürfen Barnabas und Paulus als leitende Männer ihr vorstehen und ihr segensreich weiter helfen. Petrus kommt, gemäß der ihm zustehenden Vollmacht, zur Visitation nach Antiochia. Sein Verhalten dort gibt Anlaß zur Klage über ihn. Zunächst hatte er in herzlicher Freiheit der Kinder Gottes mit den Heidenchristen in köstlicher Unbefangenheit Tischgemeinschaft gehabt. Als dann aber engstirnige Judenchristen aus Jerusalem kamen, brach Petrus die bisherige Tischgemeinschaft mit den antiochenischen Christen ab und hielt sich geflissentlich abgesondert von denen, an denen doch der lebendige Gott sich in besonderer Weise bezeugt hatte.

Der Apostelfürst, der mit kühnem Löwenmut und eisernem Willen vor Hohenpriestern und Schriftgelehrten seinen Mann stand, weicht kläglich zurück in falscher Angst und Scheu vor dem kurzsichtigen Blick der sogenannten Frommen. Das ist eine jämmerliche Sache, die bis zum heutigen Tage immer wieder geschieht. Männer, die mit trotziger Stirn in schwierigen Kämpfen den Feinden Christi widerstanden, wagen oft nicht, aus falscher Rücksicht auf die frommen Leute im eigenen Lager, die eindeutig klare Linie der Freiheit des Evangeliums innezuhalten.

Gott sei Dank, der Führer der Urgeteinde hat einen Oberstkommandierenden über sich. Der lebendige Gott weiß dem Apostel Petrus einen anderen Apostelfürsten gegenüberzustellen. Kein geringerer als Paulus ist es, der vor versammelter Gemeinde den Petrus zur Rechenschaft zieht und ihm eine Lektion erteilt, wie er sie wohl selten erfahren hat. Wie freundlich ist doch Gott, dass Er für den strauchelnden Führer Petrus in Paulus einen wahrhaftigen Bruder bereit hält, der ihn demütigt! Und welch ein Zeichen apostolischer Reife, dass Petrus sich demütigen lässt! In aufrichtiger Buße schweigt er still. Er hat auch nicht ein Wort der Verteidigung für sich in Anspruch genommen. Kein Wort der Widerrede entfährt seinem Munde. Kein Versuch der Selbstrechtfertigung wird unternommen. Der Führer der Gemeinde, der in Vollmacht an anderen Zucht üben kann, ist Manns genug, auch an sich selbst Zucht üben zu lassen. Auch der Führer der Gemeinde ist alle Tage immer wieder nur ein begnadigter Sünder.

Die Vollmacht des Geistes, mit der der Führer der Gemeinde in leitender Stellung handelt, sichert ihn nicht gegen die Sünde. Aber der Fall, für den er in aufrichtiger Demut büßte, hindert nicht, dass er künftig wieder in Vollmacht Führer der Gemeinde ist. Petrus ist Führer und hat als solcher Vollmacht. Er muss trotz dieser Vollmacht noch viel lernen. Und wo er fehlte, lässt er sich demütigen. Aber Lernen und Gedeemütigt werden, schränken seine Vollmacht nicht ein. Nur so lange ist einer Führer im Reiche Gottes, als er sich selber von Gott führen lässt. Geführte Führer, und nur sie allein, sind Segensträger.

IX.

Das Vermächtnis des reifen Glaubens.

1. Petrusbrief

*Du meine Seele singe,
Wohlauf und singe schön,
Dem, welchem alle Dinge,
Zu Dienst und Willen steh.*

*Ich will den Herren droben
Hier preisen auf der Erd',
Ich will ihn herzliche loben,
So lang' ich leben werd'.*

Mancherlei Dokumente, Urkunden und Quellenmaterial haben wir durchforschen müssen, um das Lebensbild des Petrus skizzieren zu können. Zwar will die Bibel nicht Menschen groß machen, sondern Jesus zeigen. Und doch gibt es kein Buch in der Welt, das so knapp und lebenswahr die Schicksale der Menschen beschreibt wie die Bibel.

Heute gilt es, die Schlußstriche in das Bild des Petrus hineinzuzichnen, die letzten charakteristischen Züge dem Bilde einzufügen, den Schlusspunkt unter das Ganze zu machen. Da ist es nun eine wundervolle Führung und Fügung unseres Gottes, dass der Mann, dessen Lebensschicksal wir zu deuten versuchten, gleichsam selber das Schlusskapitel dazu schreibt.

In dem ersten Petrusbrief haben wir ein Vermächtnis des gereiften Glaubens vor uns. In diesem Brief wird uns wahrlich nicht nur Erkenntnis des lebendigen Gottes vermittelt, sondern ein Einblick gewährt in das Herz des Apostels. Denn der Brief ist vom ersten bis zum letzten Satz, ein einziges heiliges Bekenntnis des Petrus. Wenn Luther einmal von den Psalmen sagt: „Da siehst du allen Heiligen ins Herz“, dann gilt das auch von den Briefen der Apostel. Denn durch die Zeilen, die sie schreiben, zittern doch alle die Erfahrungen ihres Lebens hindurch. Alle die Nöte, die sie im Kampf mit dem eigenen Fleisch durchzufechten hatten. All die Seufzer über die Sünde, die aus ihrer Brust emporgestiegen sind zu Gott. Aber auch der helle Jubel erlöster Gotteskinder, die von der Gewissheit des Sieges durch Jesus Christus zu sagen wissen. Alles das singt und klingt auch durch die Kapitel des Petrusbriefes hindurch. Und es ist schon gut so, dass nicht wir, sondern Petrus selber die letzten Striche zu seinem Lebensbilde zeichnet. Der greise Apostel bekennt seinen gereiften Glauben und legt die Früchte seines langjährigen Glaubenskampfes seiner Gemeinde in den Schoß. So sei es denn gepredigt: das Vermächtnis des reifen Glaubens! Ein dreifaches schenkt uns dies Vermächtnis:

1. Einen Blick in die Vergangenheit: Weiland.
2. Einen Blick in die Gegenwart: Nun aber.
3. Einen Blick in die Zukunft: Die Herrlichkeit danach.

Mit diesen drei Worten umschreibt er in heiliger Kürze das Vermächtnis seines reifen Glaubens: Weiland, nun, danach.

1. Ein Blick in die Vergangenheit: Weiland.

Petrus kann deswegen Führer sein, weil er sich selber führen lässt. Er hat deswegen solch feinfühlig Seelsorge an anderen treiben können, weil er selber in der aller zartesten Seelsorge seines liebenden Heilandes gesund geworden ist. Worin einer gelitten hat und versucht worden ist, kann er denen helfen, die angefochten werden. Weil er selber ein gereifter Glaubensmensch ist, können in der Sonne seiner seelsorgerlichen Liebe auch andere Menschen heranreifen. Weil er persönlich ein Leben voll Schuld und Not, voll Vergebung und Rettung, voll Heiligung und Vollendung hat durchkosten müssen, darum kann er auch anderen zu einem kampfreichen, gesegneten Glaubensleben verhelfen. Als der ergraute Apostel diesen Brief schrieb, war der Strom göttlichen Lebens, der zunächst innerhalb der Mauern Jerusalems aufgebrochen war, längst über die Ufer des engen Bettes dieser Stadt getreten und weit ins Land hineingegangen, über Judäa und Samarien weit hinaus, bis nach Griechenland und Rom hinüber. Er schreibt an die Fremdlinge und Pilgrime in Pontus, Galatien, Kappadozien, Asien und Bithynien. Aus der kleinen, jüdischen Sekte ist längst die weltumspannende Gemeinde Jesu geworden. Und der gereifte Apostel wendet sich mit seinem Vermächtnis an die Gesamtgemeinde Jesu Christi.

➤ Zunächst wendet er seinen Blick nach rückwärts. Da sein eigenes Leben eine Vergangenheit hat, wird es ihm leicht, die Menschen zu verstehen, die unter ihrer Vergangenheit seufzen. Zwar ist über der Nacht des Heidentums, weit über die Grenzpfähle Palästinas hinaus, die Sonne Jesu Christi aufgegangen. Aber jede Finsternis der Sünde, die Petrus in seinem Missionsdienst entgegentritt, erinnert ihn aufs Neue schmerzlich an die dunkle Vergangenheit seines eigenen Lebens. Jede Dunkelheit von Schuld und Not, in die hinein er das selige Licht des Evangeliums tragen darf, gemahnt ihn wie mit aufgehobenem Finger an die dunklen Täler, die sich durch die Vergangenheit seines eigenen Lebens ziehen. Die Vergangenheit wirft ihre Schatten hinein bis in die Gegenwart, und gerade im Lichte dieser hellen Jesusgegenwart werden die dunklen Tage der Vergangenheit besonders dunkel.

Aber gerade um deswillen, weil Petrus das alles selber erlebte, kann er verstehen und helfen denen, die in Finsternis und Dunkel sitzen und seufzen. Weil er sich kennt, kennt er die Menschen. Weil er es sich gesagt hat, sagt er es den anderen: „So legt nun ab alle Bosheit und allen Betrug, Heuchelei, Neid und alles Afterreden!“ Es muss gründlich aufgeräumt werden mit der Nacht der Sünde. Der Mensch ist zu jeder Sünde fähig. Und wer von uns vor seiner klaren Hingebung zu Gott bewahrt geblieben ist vor dieser und jener ernstesten Sünde, darf das nie und nimmer auf sein eigenes Konto buchen, sondern ganz allein auf das Konto der erbarmenden Gnade und herzlichen Bewahrung dessen, der die Hand über ihn gebreitet hielt.

Legt ab List und Betrug. Der Mensch trägt so gern eine Maske. „Nur ganz wenige Menschen sind wie quellklares Wasser, das man bis auf den Grund durchschauen kann. Aber Petrus mahnt: Legt das ab, räumt damit auf, fort mit dieser Heuchelei und diesem

Gaukelspiel. „Wir spielen alle, wer es weiß, ist klug,“ sagt Hugo von Hofmannsthal. Nun, wer dann wirklich klug sein will, der lasse das Spielen und Schauspielen.

Die tiefste Nacht, die auf der Menschheit liegt, heißt Selbstsucht. Der Eiseshauch nacktester Ichsucht weht um uns Menschen, dass uns alle fröstelt. Wie viel Neid auf die anderen! Wie viel Verleumdung derer, die erfolgreicher sind! Wie missgünstig kann ein Bruder auf den anderen sein, weil Gott ihm mehr gab. Wie schwer fällt es uns selbstwilligen und eigennützig Menschen, dankbar zuzusehen, wenn Gott es anderen einmal besser ergehen lässt.

Petrus selber, der sein eigen Ich so riesengroß geschrieben hatte, der mit seinem vorlauten Munde sich immer vordrängte, weiß gar wohl, was er sagt, wenn er im Rückblick auf die Vergangenheit seufzend gesteht: Weiland Finsternis, weiland voll Betrug, Bosheit und Heuchelei. Darum kann er auch mit um so größerer Vollmacht dazu auffordern, das weg zu tun, und das abzulegen, was weiland gewesen ist: „Stellt euch nicht gleich wie vormals, da ihr in Unwissenheit nach den Lüsten lebtet!“ Gleich wie vormals! Weiland! Die Vergangenheit, die wir alle durchlebt haben, lebten wir „nach väterlicher Weise in eitlen Wandel.“ Wir gingen dahin in unseres Herzens Härteigkeit. Petrus versieht von diesen Dingen zu reden, weil ihm selber die Vergangenheit Wunden geschlagen hat, die zwar vernarbt sind, aber doch noch immer brennen.

Allerdings bleibt sein Blick zurück in die Vergangenheit nicht haften bei dem, worüber er seufzen muss, sondern schweift weiter zu den seligen Erfahrungen, über die er jubeln und danken kann: „Gelobt sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach Seiner Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.“ Gelobt sei Gott! Sein Blick in das Weiland weiß nicht nur zu reden von seiner Sünde. Der Blick in die Vergangenheit weiß auch zu künden von Jesu Rettung. Das sind Tatsachen, das sind Perfekta, die geschehen sind: „Der uns wiedergeboren hat.“ „Ihr seid erlöst durch das teure Blut Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.“ Der Blick auf dies herrliche Perfektum: „Er hat uns wiedergeboren,“ stimmt dem Apostel immer und immer wieder die Harfe, dass er das Jubeln und Preisen nie lassen kann: Gelobt sei Gott!

Durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. Weil über der Karfreitagsnacht von Golgatha der Ostermorgen aufgegangen ist, weil das Unmögliche möglich geworden ist, darum ist auch das Weiland nicht nur Nacht, sondern Licht. Keine Vergangenheit ist zu dunkel, dass Jesus sie nicht helle machen könnte. Kein Weiland so verworren, dass Er den Knoten nicht lösen könnte.

2. Ein Blick in die Gegenwart: Nun aber.

Und doch wäre es erbärmlich bestellt um das Vermächtnis eines reifen Glaubens, wenn der Apostel weiter nichts zu sagen wüsste als das, was Jesus einst an ihm getan. Der Glaube und sonderlich der gereifte Glaube lebt nie und nimmer bloß von vergangenen Segnungen. Der Glaube wird nicht satt von dem Brot, das Gott vor Jahren und Jahrzehnten darreichte. Der Mensch lebt noch nicht davon, dass seine alten Schulden bezahlt sind.

Darum lässt er uns in seinem Vermächtnis auch hineinschauen in eine lichte Gegenwart. Nicht bloß: weiland nicht in Gnaden, weiland nicht ein Volk, weiland hat uns Gott gesegnet; sondern der Blick geht in die Gegenwart: „Nun aber Gottes Volk.“ „Ihr aber

seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums.“ Nun, wenn der greise Fürst der Urgemeinde in solcher Kraft von der gegenwärtigen Herrlichkeit des Glaubens zu reden vermag, dann vermag er das nur aus dem einen Grunde, weil er selber erfahren hat, dass der lebendige Gott ihn nicht nur einstmals aus der Nacht ins Licht berufen hat, sondern dass Er ihm von Stunde zu Stunde die jedesmalige Gegenwart durchsonnt und durchsegnet hat. „Der Gott aller Gnade, Der uns berufen hat zu Seiner ewigen Herrlichkeit in Christus Jesus, Der wird euch, die ihr eine kleine Zeit leidet, voll bereiten, stärken, kräftigen, gründen.“

Nun aber Gottes Volk. Das ist eine herrliche Tatsache der Gegenwart. Das sind nicht fromme Wünsche, geistvolle Ideen, angeregte Phantasien, hoffnungsvolle Träume, sondern erlebte Wirklichkeiten. Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk. Die lebendige Gemeinde Jesu hat zu allen Zeiten in diesem heiligen Selbstbewusstsein gelebt. Wo dies Abstandsgefühl nicht lebendig ist, dass ein Mensch sich herausgerettet weiß aus der dunklen Welt des sündlichen Weiland, da ist kein wirklicher Glaube, kein echtes Leben aus Gott. Mag die Welt uns verlästern und als hochmütige Leute anprangern, wir wollen mit Freudigkeit bekennen, was wir erlebten: Weiland in Finsternis, nun aber Licht! Weiland nicht in Gnaden, nun aber in Jesu vergebender Liebe.

Wenn Petrus in seine persönliche Gegenwart hineinschaut und seiner Gegenwart das Wort des Glaubens sagt, dann redet er von einem Kampf des Glaubens und von einem Martyrium des Glaubens. Diese zwei Dinge gehören zu dem: „Nun aber Gottes Volk“ notwendig dazu. Was Petrus uns als Vermächtnis für unsere Gegenwart gibt, ist nicht der Ertrag seiner Studierstube-theologie, nicht Professorenweisheit vom grünen Tisch, sondern die Lesung eines Gotteskämpfers, der selber erfahren hat, was das kostet, „nun aber ein heiliges Volk“ zu sein. Mit den Gaben gibt Gott allemal auch Aufgaben. Das Wissen um unsere Erlösung ist kein totes Verstandeswissen, sondern lebendiger Glaube und ein tätig geschäftig Kämpfen. Das Wissen um unsere Erlösung ist kein behagliches Ruhekissen zum Faulenzen in pharisäischer Selbstgerechtigkeit, sondern ein ununterbrochener Antrieb zum heiligen Streit.

„Umgürtet die Lenden eures Gemüts!“ Das ist die Kampfparole, die Petrus sich und anderen jeden Tag aufs Neue gibt. Wie der Ritter den Helm fester schnallt, wenn es in den Kampf geht, wie der Soldat alles unnötige Gepäck abwirft, wenn er sich zum Sturmangriff rüstet, wie der Bergsteiger Steigeisen, Seil und Eispickel zur Hand nimmt, so rüstet auch der lebendige Christ sich zum täglichen Kampf. Ritterdienst, Sturmangriff und Hochtour erfordern gesammelte Kraft. Der Kampf des Glaubens nicht minder! Das Leben in der Nachfolge Jesu ist kein Genussleben frommer Erbaulichkeit, sondern Kriegsdienst, ein Kampf bis aufs Blut wider Teufel, Welt und eigenes Fleisch.

Die andere Kampflosung: „Seid nüchtern und wachet, denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge. Dem widerstehet fest im Glauben.“ Wer hörte nicht aus dieser Kampflosung des Apostels heraus das schmerzbewegte Zittern der Seele eines Mannes, zu dem Jesus einmal sagte: „Simon, Simon, Satanas hat euer begehrt, dass er euch möchte sichten wie den Weizen.“ Wer spürte nicht heraus, dass diese Kampflosung nicht die Ausgeburten einer Theorie, sondern der Ertrag einer entscheidenden Lebenserfahrung ist. Der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe. Ihm selber, dem Apostelfürsten, hat er Wunden geschlagen, die noch an seinem Lebensabend schmerzen.

Aber er weiß nicht nur von einem Kampf, sondern auch von einem Martyrium des Glaubens zu sagen. Es ist nun einmal so, wer an der Front in wirklichem Kampf steht, muss darauf gefasst sein, dass er auch über kurz oder lang als Verwundeter in die Lazarette des Leidens hineinkommt. Wer den Kampf des Glaubens kämpft, darf sich nicht wundern, wenn das Leid sich zentnerschwer auf seine Schultern senkt. „Das ist Gnade bei Gott, so jemand um des Gewissens willen zu Gott das Übel verträgt und leidet das Unrecht.“ Was wird es diesen Feuerkopf Petrus an Zeit und Kraft gekostet haben, bis er es gelernt hatte, still zu schweigen, wenn er angegriffen wurde; nicht wieder zu schelten, wenn er gescholten ward. Der Heiland hat ihm nichts erspart. Er hat ihn hinschleppen lassen vor den Hohen Rat, ihn geißeln lassen und ins Gefängnis gelegt. Er hat den Seinen nichts erspart von der Leidensnot echter Jüngerschaft, von dem Martyrium des Glaubens. Nur auf diesem Wege werden wir dem ähnlicher, der Kämpfer und Dulder gewesen ist für seinen Gott, dem Löwen aus dem Stamme Juda und dem Lamme Gottes.

Wenn uns der gereifte Apostel für den Kampf der Gegenwart eine solche Losung gibt, dann legt er nicht unerträgliche Bürden auf unsere Schultern, ohne zugleich auch die Quelle zu zeigen, aus der wir allemal Kraft schöpfen können zum Kämpfen und Tragen. „Die ihr aus Gottes Macht durch den Glauben bewahrt werdet zur Seligkeit!“ „Die Augen des Herrn merken auf die Gerechten und Seine Ohren auf ihr Gebet!“ „Jesus Christus sitzt zur Rechten Gottes im Himmel und Ihm sind untertan die Engel und die Gewaltigen und die Kräfte!“ Er ist „der Hirte und Bischof eurer Seele!“ Die Seinen tun alles, „aus dem Vermögen, das Gott darreicht!“ Gott selber ist die Quelle, aus der wir trinken. Gott selber ist das Brot, von dem wir leben. Gott selber ist der Stab, an dem wir gehen. Er stärkt die Seinen, dass sie tragen können, was auf die Schultern gelegt wird, und dass sie kämpfen können, wo ihnen der Feind begegnet. „Ich vermag alles durch Den, Der mich mächtig macht, Christus!“ Dieser Jubelruf des Apostels Paulus findet sein volles Echo auch im Herzen des Petrus. Gott stellt nie Aufgaben, ohne zuvor die Gabe dargereicht zu haben, die uns zur Erfüllung des Befehle ertüchtigt.

3. *Einen Blick in die Zukunft: Die Herrlichkeit danach.*

Aber so herrlich der Blick in die Vergangenheit ist mit der Gewissheit der Vergebung unserer Schuld und so wunderbar uns der Blick in die Gegenwart beflügelt, wenn wir auf die Aufgaben schauen, die vor uns liegen und auf die Ewigkeitskräfte, die uns dazu zur Verfügung stehen. So gilt dennoch: Hoffen wir allein in diesem Leben auf Jesus Christus, so sind wir die elendsten unter allen Menschen. So ist es doch nur folgerichtig, dass das Vermächtnis des Petrus uns auch den Blick noch öffnet für die Zukunft: „Die Herrlichkeit danach.“

Petrus wird ja allermeist im ureigentlichsten Sinne angesprochen als der Apostel der Hoffnung. Wenn irgend etwas seine Briefe durchzittert, dann ist es die unaussprechliche und herrliche Freude auf das, was einmal kommen wird, die unüberwindliche Sehnsucht nach dem Tage, an welchem Jesus wiederkommen wird in Herrlichkeit. Man kann gar nicht ausdrücken, mit welchem Jubel Petrus zu singen und zu sagen weiß von dieser Hoffnung, der wir entgegenhoffen.

Er redet von einem „unvergänglichem, unbeflecktem und unverwelklichen Erbe, das uns aufbewahrt wird im Himmel.“ Es gibt gar kein eindeutigeres Wort für das, was für uns aufbewahrt wird, als das Wort „Erbe.“ Ein Erbe kann man nie erwerben, sondern immer nur als Geschenk und Vermächtnis ohne Verdienst und Würdigkeit ererben. Die

unverwelkliche Krone der Ehren, das herrliche Ziel eines jeden Christenlebens, kann man nicht erringen auf dem mühsamen Weg selbstquälerischer Askese. Sie kann man nur erben, geschenkweise empfangen. Dieses Erbe, das uns noch aussteht, das wir noch nicht besitzen, weist uns darauf hin, dass über dem Leben eines jeden Glaubensmenschen geschrieben steht: Noch nicht, noch nicht. „Wir sind wohl Gottes Kinder, aber es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.“

Noch nicht! Gott sei Lob und Dank, dass es so ist. Wir müssten schier verzweifeln, wenn wir denken sollten, dies kümmerliche bisschen Glaube, was uns jetzt erfüllt, wäre alles, was wir von Gott empfangen könnten. Ich müsste im Blick auf meine eigene Person in tiefster Traurigkeit verzagen, wenn es nicht eine Hoffnung gäbe, dass das, was nachher kommt, herrlicher ist als das, was ich jetzt habe. So dankbar ich mich auf die herrliche Tatsache gründe, dass mein Heiland mich erlöst hat, tausendmal dankbarer und seliger gründe ich meinen Glaubenskampf in diesem Leben auf die herrliche Hoffnung, dass noch nicht erschienen ist, was ich einmal sein werde. Noch nicht, noch nicht. Aber die Herrlichkeit danach! Dann wird das Stückwerk aufgehört haben und das Vollkommene da sein. Dann erst wird des Lebens ungemischte Freude, die hier niemandem zuteil wird, in vollen Zügen von uns genossen. Dann erst haben wir einen Frieden, der unverwelklich ist. Eine Freude, die den Gesetzen von Werden und Vergehen nicht unterliegt. Dann besitzen wir das Erbe, das wie ein ewiger Frühling uns erquickt, dem niemals wieder ein Herbst und Winter folgen. Noch nicht! Noch liegt der Morgennebel auf unserem Glaubensleben. Aber ein hoffnungsvolles Leuchten kündigt einen ewigen und herrlichen Tag!

„Wie wird's sein, wie wird's sein,
Wenn ich zieh' in Salem ein,
In die Stadt der goldnen Gassen!
Herr, mein Gott, ich kann's nicht fassen,
Was das wird für Wonne sein!“

Darum sind lebendige Christen allemal Menschen voll heiliger Unruhe; Durchreisende, die sich nicht festsetzen mögen. Wir vertrösten uns und andere nicht mit lahmen Worten auf das Jenseits, sondern wir freuen uns in strahlender Hoffnung auf die Offenbarung Jesu im Diesseits am Ende der Tage. Das „Noch nicht“ lähmt uns nicht, sondern spornt uns an. Während die armen Menschen ohne Jesus entweder nur ein sinnloses Spiel des blinden Schicksals kennen oder aber ein banges Ahnen des Gerichts, dürfen wir Christen wie Kinder am Weihnachtsvorabend in seliger Erwartung stehen: Die Herrlichkeit danach!

4.

Mit solchem Vermächtnis seines reifen Glaubens setzt Petrus den Schlusspunkt unter das Lebensbild, das wir von ihm zu zeichnen versuchten. Die dunkle Vergangenheit, das Weiland, ist dahingesunken. Das Blut Jesu Christi hat rein gewaschen. Eine herrliche Zukunft liegt vor uns. Das letzte Wort des sterbenden Jesus hieß: Vollbracht. Das erste Wort des wiederkommenden Jesus wird heißen: Vollendet. Wenn das geschehen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. Freude und Wonne ohne Ende! Aus solcher Vergangenheit und solcher Zukunft webt sich der Teppich unserer Gegenwart. Die durchheiligte Gegenwart unseres kampfreichen, leidensvollen Christenlebens liegt in der Hand Jesu, Der uns trägt und hält, kräftigt und stärkt.

Der Blick in die Vergangenheit ist ein Blick auf unsere Schuld, aber zugleich doch auch ein Blick auf den Hohenpriester, der uns unsere Schuld vergibt. Der Blick in die Gegenwart ist ein Blick auf Kampf und Leid, aber zugleich doch auch ein Blick auf den Propheten, der mehr ist denn Elias und mehr denn Salomo, der uns Tag um Tag mit neuer Kampflösung ausrüstet und Stunde um Stunde zu neuen Aufgaben begnadet. Der Blick in die Zukunft ist ein Blick auf die Herrlichkeit, die uns zuteil wird, wenn der König wiederkommt in ewiger Majestät mit allen Engeln und allen Heiligen.

So mündet denn ganz von selbst ungesucht und ungekünstelt die Lebensbeschreibung des Petrus aus in ein einzig großes Danklied auf den, der ihn berufen hat, der ihn durchheiligte und ihn vollendet. Wo immer der gereifte Glaube ein Vermächtnis hinterlässt, da kann dasselbe bis auf den heutigen Tag im tiefsten Grunde nur einen Ton enthalten: Lob und Dank gegen den, dem allein Ehre und Anbetung gebührt. Gelobt sei Gott! So klingt denn das Schlusskapitel der Biographie des Petrus aus in einen Jubelsalm auf Jesus:

Wunderbarer König, Herrscher von uns allen,
Lass Dir unser Lob gefallen!
Deine Gnadenströme hast Du lassen fließen,
Ob wir Dich schon oft verließen.
Hilf uns noch,
Stärk uns doch;
Lass die Zunge singen,
Lass die Stimme klingen!

Nachwort.

Dem Leser dieses Büchleins wird aufgefallen sein, dass der Stil nicht überall dem üblichen Schriftdeutsch gedruckter Predigten entspricht. Das hat seinen Grund darin, dass hier die Überarbeitung meiner in der Stadtmissionskirche zu Berlin wirklich so gehaltenen Predigten vorliegt, und dass ich mich bemüht habe, nach Möglichkeit den Klang des gesprochenen Wortes zu wahren.

„Die Predigt sei Kunstrede, ihr Stil feierlich und ihre Sprache gewählt!“ Dieser Forderung kann ich um der Sache und um des Gewissens willen mich nicht beugen. So oft ich von der Schuld der Gottesferne poetisch zu reden versuchte, machte ich die zweischneidige Schärfe der Botschaft stumpf. Wo vom Fluch der Sünde und von der Erlösung durch Jesus in kunstvoller Getragenheit gesprochen wird, ist mindestens die Gefahr nahe, dass sich dem Hörer die Wirklichkeit von Schuld und Sühne zum blassen Gedanken oder zum stimmungsvollen Zauber verflüchtigt. Angesichts dieser Erfahrungen ist es mir in meinem Berliner Dienst immer dringlicheres Anliegen geworden, so unfeierlich und sachlich wie nur möglich, dabei aber nicht minder leidenschaftlich und deutlich zu sagen, was Not tut. Ein feierlicher Chirurg am Operationstisch ist eine lächerliche Figur, ein in wohlgesetzter Rede sich herabbeugender Samariter eine unmögliche Gestalt. Oberster Leitsatz ist mir deshalb, das unverkürzte alte biblische Evangelium in einer Sprache zu sagen, an der auch der moderne Mensch nicht vorbeihören kann, weil sie ihn im Gewissen zu treffen versucht.

Auch für den Lauf dieses Büchleins habe ich nur das eine Gebet: Gott möge es dazu segnen, dass etliche Leser es wieder lernen möchten, sich selbst und die Bibel, ihre Schuld und Gottes Erbarmen, die Verkündigung der Kirche und ihr eigenes Heil wirklich ganz ernst zu nehmen.

Berlin, Advent 1929

Hans Dannenbaum